Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 43 Marburg i. H., den 26. Oktober **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Unordentliche Leute — Eine Predigt vom Gustav Adolf-Fest zu Frankfurt a. M. — Ein Briefwechsel über die Jesusfrage der Gegenwart. Schluß — Der Hamburger Monistenkongreß — Die 24. Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Im Herzen von China. Viertes und fünftes Stück — Verschiedenes: Gespräche Christi (Lucas); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Unordentliche Leute

Vermahnet die Unordentlichen! 1. Theſſ. 5, 14.

In der jungen Christengemeinde von Thessalonich gab es unordentliche Leute. Das ist nichts Merkwürdiges. Dagegen befremdet es uns, daß sie ihr Verhalten religiös zu rechtfertigen suchten. Das Evangelium hatte bei ihnen gezündet; nun brannten sie lichterloh in einer enthusiastischen Erregung. Nur für das geistliche Leben mit seinen heiligen Schauern und den Erwartungen einer greifbar nahen wundervollen Zukunft hatten sie Sinn und Verständnis. Darüber vergaßen sie die prosaischen Pflichten, die bisher ihr Leben ausgefüllt hatten, Beruf und Arbeit. Wer den letzten Krieg miterlebt hat, erinnert sich wohl, wie selbstverständlich die Tagesbeschäftigung unterbrochen wurde, wenn eine neue Zeitung mit Nachrichten vom Kriegsschauplatz erschien. In meinem Heimatsdorf war damals das Postbüro täglich von Menschen angefüllt, die auf das Eintreffen der neuesten Telegramme warteten. Zu erfahren, wie es draußen stand, war wichtiger als alles Andere. So waren die Seelen mancher Christen in Thessalonich ganz von *einem* Gedanken und *einer* Erwartung beherrscht. Darüber vernachlässigten, ja verließen sie wohl gar den bisher ruhig ausgeübten Beruf.

Da greift Paulus ein: Vermahnet die Unordentlichen! Führt es ihnen zu Gemüt, daß ihr Verhalten, so eng es auch mit der Begeisterung der ersten Liebe zusammenzuhängen scheint, eine Versündigung am Geiste des Evangeliums ist!

Das Vermahnen der Unordentlichen ist keine bequeme Sache. Die Klugen lassen sich darum womöglich gar nicht darauf ein. Wie sagen sie doch nur? Jeder sehe, wie ers treibe! Jeder kehre vor seiner Tür! Man hüte sich, ein Feuer zu löschen, das ein Anderer angezündet hat! Allein soviel ist gewiß: Wenn alle Menschen es so hielten, dann käme die Welt nicht vorwärts, und mit der Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes hätte es gute Weile.

Doch das Vermahnen der Unordentlichen ist auch keine leichte Aufgabe, und nur selten weiß Jemand damit Bescheid. In Haus und Schule werden unordentliche Kinder getadelt und gestraft. Da liegt es nahe, diese Methode auch auf die Erwachsenen anzuwenden. Allein es gibt ein Tadeln und Strafen, das nicht bessert, sondern nur verbittert. Ich war als Kind einige Jahre in einer Erziehungsanstalt, in der sehr viel verboten, gewehrt, getadelt und gestraft wurde. Ich habe mir damals oft gedacht: Unsre Stockmeister ahnen gar nicht, daß sie oft mit einem einzigen guten Wort mehr bei uns ausrichten würden als mit allen Fasttagen und anderen drastischen Strafmitteln! Heute noch könnte ich bitter werden, wenn ich an die sinnlose Pädagogik denke, mit der man uns behandelte. Gewiß können Ermahnungen und — trotz Schleiermacher — sogar Strafen einen unordentlichen Menschen zurechtbringen, aber nur, wenn durch sie hindurch die Liebe gespürt wird, die *wirklich* und die *nur* helfen will. Die staunenswerten Erfolge, die Wichern bei seinen verwahrlosten Jungen erzielte, erklären sich hieraus. Einem ganz schlimmen Burschen konnte er eine Strafe von sechs Schlägen diktieren. Fünfe gab er ihm und dann sagte er: Den sechsten schenke ich dir, weil ich dich trotz allem lieb habe und glaube, daß aus dir noch ein ganz wackerer Mensch wird! Mit dieser Methode hat er einigemale Wunder der innerlichen Umwandlung gewirkt.

Es ist ein Hauptfehler, daß wir meinen, es müßte immer mit Worten ermahnt werden. Zu Franz von Assisi kam einmal ein Dominikaner, der Doktor der Theologie war, mit der Bitte, er möge ihm das Wort des Propheten Ezechiel erklären: Wenn ihr dem Bösen seine Gottlosigkeit nicht verkündigt, werde ich seine Seele von euch fordern. Der Gelehrte setzte hinzu: „Ich weiß von vielen Menschen, daß sie in Sünden dahinleben, und doch verweise ich ihnen nicht immerfort ihre Laster; bin ich nun für ihre Seele verantwortlich?" Franz wollte zuerst nicht antworten und berief sich auf seine Unwissenheit. Als aber der Andere drängte, sprach er endlich: „Ja, der wahre Diener Gottes tadelt den Bösen unausgesetzt; aber er tut es vor allem durch sein Verhalten, durch die Wahrheit, die seine Worte erleuchtet, durch das Licht seines Vorbildes, durch seine ganze Lebenstätigkeit." Ob Jemand eine ergreifendere Antwort weiß? Das ist gewiß: Unsre Ermahnungen sind nur dann kräftig, wenn sie getragen werden von einer großen Güte, deren Ausdruck sie sind. Leere Worte sind immer wirkungslos, und wenn wir nichts Anderes zur Verfügung haben, ist es das Beste, wir sparen sie ganz.

C G

Eine Predigt vom Gustav Adolf-Fest zu Frankfurt a. M.

So spricht der Herr Herr: Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen. Wie ein Hirte seine Schafe suchet, wenn sie von seiner Herde verirret sind, also will ich meine Schafe suchen, und will sie erretten von allen Oertern, dahin sie zerstreuet waren zur Zeit, da es trübe und finster war. Ezech. 34, 11 f.*)

Wehmütige und erhebende Erinnerungen fließen für uns österreichische Protestanten in diesem Jahr in Eins zusammen. 1611, also vor 300 Jahren, wurden bei St. Trinitas und St. Salvator in Prag evangelische Schulen feierlich eröffnet, und 1861, also vor 50 Jahren, kam das Protestantenpatent heraus, das den Evangelischen im Kaiserstaate die gleichen Rechte mit den Katholiken gab. Erst 50 Jahre! Und vor dem? Im Schlachtendonner des dreißigjährigen Krieges, im

*) Wie unsre Leser wissen, predigten am 15. p. trin. in den Frankfurter Kirchen die Diasporageistlichen. Eine dieser Predigten, von Herrn Senior Pfarrer Lic. Dr. R. *Zilchert* aus Prag in der Weißfrauenkirche gehalten, erbaten wir uns zum Abdruck. Sie mag uns das Reformationsfest mit einläuten. D H

entscheidenden Ringen auf dem Weißen Berge bei Prag war der Protestantismus in Oesterreich nicht tötlich, aber schwer getroffen worden. Ferdinand II. gelobte es seiner „Generalissima“ Maria, der Himmelskönigin, ihr das Land wieder zu erobern, das der Heldengeist Luthers wie im Fluge gewonnen hatte, und schauerlich entschlossen klingt das furchtbare Wort, er wolle in seinen Landen lieber Dornen und Disteln haben, als einen einzigen Ketzer.

Die Geschichte der evangelischen Kirche in Oesterreich ist eine Leidensgeschichte, doch auch eine Geschichte wundersamer göttlicher Führung, großer Beispiele, heldenmütigen Glaubens, warmer Liebe, fröhlicher Hoffnung.

Unser Texteswort klingt wie eine Ueberschrift über allem, was das Evangelium in Oesterreich erlebt und erlitten. Der Herr nahm sich seiner immer wieder an.

Die treuen Seelen, ach zerstreut
Durch Feindeshand in trüber Zeit,
Erfahren auch im tiefsten Leiden:
Ich will euch suchen, will euch weiden.

Da es trübe und finster war, waren die Schafe zerstreut, die der gute Hirte aber unermüdlich sammelt. Das ist ein Bild der evangelischen Geschichte in Oesterreich.

Herrlich war die Saat Luthers in österreichischen Landen aufgegangen. Canisius klagte: Wien werde immer mehr ein Wittenberg oder Genf; in der prächtigen Stefanskirche predigte Paulus Speratus — allerdings die erste und letzte evangelische Predigt an dieser Stätte; Maximilian II. stand im Verdachte, ein Lutheraner zu sein, und Rudolf II., der Alchymist und Sonderling auf Habsburgs Throne, mit dem Gedanken spielend, einen Orden für Gewissensfreiheit zu gründen, gab 1609 den Evangelischen in Böhmen im Majestätsbrief jene Rechte, die sie dauernd erst nach 250 Jahren unter Kaiser Franz Josef erhielten.

Ja, es war eine Lust zu leben! Ueber die Berge und durch die Täler zog der Engel mit dem ewigen Evangelium: nicht Tür und Tor, nicht Wall und Graben mochte ihm widerstehen.

Die Wiener Universität stand auf Seite Luthers; nicht eine seiner Schriften hat sie verbrannt, wie ihr die päpstliche Bulle auftrug. Auch Kaiser Karls V. energischer Befehl, zu gehorchen, wurde ruhig ad acta gelegt. Aber immer strenger wurden die Maßregeln gegen die neue und doch so alte evangelische Lehre.

1524 fiel in Wien das Haupt des Stadtrates Kaspar Truber, und in immer dichteres Dunkel führen nun die Wege der Entwicklung.

Wer heute eine Wanderung durch die herrlichen Alpenländer macht, dem mag es auffallen, daß im Tale nur wenig Evangelische, auf den Bergen aber ganze Gemeinden getroffen werden. Wo immer ein evangelischer Ort leicht erreichbar war, da wurden Soldaten ausgeschickt, und er büßte das Evangelium mit harten Strafen. Die unwegsamen Höhen aber, sie boten unseren Altvordern sichern Schutz. Dahin kam die Soldateska nicht, die mit ihrem grausamen Vorgehen jene bekannte Redensart in Kurs gebracht hat: Warte, ich will dich schon katholisch machen.

Die Verfolgungen haben erst 1837 aufgehört. In diesem Jahre verließen die Zillertaler die hoch ragenden Berge ihrer schönen Heimat mit der rührenden Bitte an des Königs von Preußen Majestät, ihnen Wohnsitze in den Bergen anzuweisen. Sie kamen nach Preußisch-Schlesien. So wurden sie zerstreut zu einer Zeit, da es trübe und finster war.

„Ja, es ist eine wilde Sach, wenn zwei Glauben raufend werden.“ Der Herr sah solche Kämpfe voraus. „Sie werden euch in den Bann tun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst dran.“ (Joh. 16, 2.)

Jener Erzbischof von Salzburg, der die 30000 Protestanten aus dem Lande jagte, hielt solches Tun gewiß für göttlich geboten. Ueber den äußern Kirchenlehren war der lebendige Geist des Evangeliums verloren gegangen.

Es war nötig, daß solchen Verirrungen gegenüber wieder die Stimme edler Menschlichkeit sich erhob, jener Menschlichkeit, die ja gerade in Christo Jesu ihre höchste Vollendung gefunden hat.

Sie drang nur langsam durch. Rom meisterte die Gewissen und beherrschte die Herzen. Aber 1781 klangs wie Sphärenmusik aus Himmelshöhen: Vorbei die Zeiten der Intoleranz, die Evangelischen sollen ihres Glaubens leben, verachtet sei die Unduldsamkeit, die die Bürger eines Staates, die Kinder desselben Gottes in zwei getrennte Lager weist und ewigen Haß und Kampf auf ihre Fahne schreibt.

So nahm sich der Herr durch den Gesalbten auf dem Throne, Josef II., der Seinen nach langer Prüfungszeit gnädig an. Aber Er hatte auch früher in allen Stürmen der Seinen nicht vergessen. Das Evangelium war nicht tot, die Saat nicht zertreten, die Blüten nicht alle verdorrt.

Als des Kaisers freundlicher Gruß hineinklang in die abgeschiedenen Täler, hinaufdrang zu den schneebedeckten Höhen der Berge, da erlebte die Welt ein Wunder. Ueber Nacht ist da mancher Ort fast ganz evangelisch geworden. Weß das Herz längst voll war, deß konnte man nun öffentlich Zeugnis geben. Mit rührender Treue hatten unsere Altvordern den köstlichen Schatz des Evangeliums in der Verborgenheit gehütet, bei spärlichem Licht sich versammelt um das heilige Evangelium. Wanderprediger waren mit Gefahr ihres Lebens umhergezogen zu predigen und zu trösten — nun konnten die zarten Blüten, die durch den langen Winter hindurch gerettet waren, sich beim Wehen des neuen Geistes voll entfalten. Ich will sie suchen, will sie erretten, die zerstreuten Schafe, spricht der Herr in unserm Textesworte. Ja, der Herr war nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden.

Immer heller und schöner wurde der Tag. Spät — aber doch — ward uns volle Gerechtigkeit wenigstens auf dem Papiere und nach den Absichten des Kaisers. Wie aber Josefs II. edle Absichten sich nicht immer durchsetzten, weil leider noch viele ganz anders dachten, so muß unsere Kirche auch jetzt noch klagen, daß des Kaisers Gedanken nicht auch die Gedanken seiner Räte und Beamten sind.

Mißtrauisch verfolgt man jene Bewegung, die unter dem Namen Los von Rom-Bewegung ungeschwächt andauert. Man schilt uns, weil wir Proselyten machten, und bedenkt nicht, daß seiner Zeit Erzherzog Ferdinand sich rühmte, in einem Jahre 40000 Protestanten dem Katholizismus gewonnen zu haben! Er hat nicht gesiegt mit den edlen Waffen der Wahrheit und des Wortes —: Gewalt, List, Strafe oder Belohnung, das waren die Mittel, die ihn zum Ziele führten. Zu uns kommen heute jene, die in ihrer Kirche nicht mehr das finden, was sie zum Frieden der Seele brauchen. Wir sollten sie von der Schwelle weisen? Niemals! — es wäre eine Versündigung an dem Heiligen, der das liebreiche Wort gesprochen: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.

Nein, wir sehen in allen jenen, die — mag sein, zunächst wegen der Not ihres Volkes — dem allezeit deutschfeindlichen Rom den Rücken kehren, gefährdete Seelen, die gerettet werden sollen.

Gefährdet, weil sie so leicht mit der Form des Christentums, die ihnen nicht mehr genügt, auch den ewigen Inhalt preisgeben. „Jesu Christo gewinnen“ — das allein soll alles Handeln der Kirche bestimmen, und mit der äußern Zugehörigkeit zu einer Kirche ist nichts gewonnen.

Das äußere Kirchenwesen, das zeigt auch Israel, kann der sehnenden Seele nicht Genüge tun, drum spricht der Herr beim Propheten: Ich will mich ihrer annehmen.

Dies Wort mögen wir getrost auch auf unsere Zeit anwenden. Es lebt mehr religiöse Sehnsucht in den Menschen, als man gemeinhin annimmt. Sie ist oft gebunden, verborgen, unklar, gleichsam unbewußt und es bedarf einer Einwirkung von außen, sollen manche Schätze des Herzens gehoben werden.

Was ich hier sage, das ist keine Spekulation, sondern Erfahrung. Wie oft drängten sich mir diese Gedanken auf, wenn ich mit Katholiken über religiöse Fragen mich unterredete.

Unvergeßlich bleibt mir ein Erlebnis in einem Orte des böhmischen Erzgebirges. Dort war die Einweihung der neu erbauten evangelischen Kirche. Die ganze Gemeinde setzte sich aus Uebergetretenen zusammen. Ich wurde aufmerksam gemacht, daß eine siebzigjährige Frau, die auch evangelisch geworden war, krank zu Bette liege und sich freuen würde, wenn ich zu ihr käme. Ich machte mich sofort auf den Weg. In einer

sehr ärmlichen Stube, in die man nur gebückt eintreten konnte, lag die liebe Alte, gelähmt an den Gliedern des Leibes, doch ihre Seele fuhr auf mit Flügeln wie die Adler, und ihr Auge erglänzte in überirdischem Lichte — die Fenster standen offen, und herein drang der wunderbare Ton der Glocken, die zum Gottesdienst riefen. Sie murrte nicht — ein rechtes Kind Gottes, beugte sie sich unter Seinen Ratschluß, und mit Freudentränen sagte sie: Gott Lob, daß ich noch diesen Tag erleben durfte. In ihren Worten lag etwas von dem Simeonworte: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Ja, in jener Stunde, da öffnete sich ihr der Himmel, und sie sah den Heiland zur Rechten des Vaters in Kraft und Macht und Herrlichkeit.

Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Gilt in der Wissenschaft der Satz: Experientia facit magistrum, Erfahrung macht den Meister, so auch in der Welt des Glaubens. Weniger Spekulation über das Geheimnis der Person Jesu Christi, die ja doch immer ein Problem bleiben und über alle Grenzen hinausgehen wird, und mehr Erfahrung von und mit ihm tut unserer Zeit not. Du gleichst dem Geist, den du begreifst, und du begreifst Jesum nur, wenn du ihn liebst. Da macht die Liebe sehend. Großen gegenüber gibt es nur ein Mittel, um nicht zu vergehen in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, die Liebe. Sie macht unser Herz weit, hebt uns über uns selbst hinaus; in ihren heiligen Flammen wird verzehrt, was allzumenschlich an uns ist, und ihr verdanken wir Kräfte, die nicht von dieser Welt sind.

„Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden, — was wollte ich lieber, als es brennete schon."

Es gab eine Zeit, da es trüb und düster war und flammende Scheiterhaufen mit grellem Lichte unendliches Leid sehen ließen. Die Zeiten sind Gott Lob vorüber. Und eine andere Zeit, im Vollgefühl, wie man es so weit gebracht, meinte, Aufklärung, illuminatio des Verstandes müsse eine selige Zeit herauf führen. Aber das Herz blieb dabei arm und kalt.

Nicht unser Geist allein strebt aus dem Dunkel unklarer Begriffe und halber Erkenntnisse zu voller Klarheit und zu hellem Licht. Das Herz will seine Sonne, seinen Trost, seine Hoffnung, will aus dem Dunkel tausendfachen Erdenleids ins milde Licht aus Himmelshöhen. Allen suchenden, sehnenden, gequälten Menschenkindern ruft der Herr durch den Mund des Propheten zu: Ich will mich ihrer annehmen und sie suchen. Ja, Gott stieg vom Himmel hernieder zur Erde, um uns zu suchen. Amor descendit, ut ascendamus. Seit jener Zeit fällt in alles Dunkel ein helles Licht.

Der Herr ist nun und nimmer nicht
Von seinem Volk geschieden
Er bleibet ihre Zuversicht,
Ihr Segen, Heil und Frieden.

So lasset uns ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt, und in solcher Liebe die grüßen, die alles dahingegeben haben für das kostbare Gut des Glaubens.

Die Treue steht zuerst, zuletzt
Im Himmel und auf Erden.
Wer ganz die Seele eingesetzt,
Dem soll die Krone werden.

Robert Zilchert

Ein Briefwechsel über die Jesusfrage der Gegenwart

Schluß

Erlangen, 22. Juli 1911

Sehr geehrter Herr Dr. Windisch!

Verzeihen Sie, daß meine Antwort auf Ihre freundlichen Zeilen vom 10. Juli erst heute erfolgt. Ich hatte ein dringliches Manuskript fertigzustellen, das meine ganze Zeit in Anspruch nahm; das ist jetzt abgegangen und ich wende mich Ihrem Briefe zu.

Mein letzter Brief ging aus von dem Satze Ihres Briefes vom 6. Juli: „Ich nehme mir das Recht, wie Bousset und Weinel, für den praktischen Gebrauch den vermutlich historischen Jesus zu modernisieren, also etwa eine Gestalt herauszuarbeiten, die dem Herrmannschen Jesus ähnlich ist." Dieser Satz zusammen mit der von Ihnen ebenda vorgenommenen Scheidung zwischen der „modernen Jesusforschung" und der „modernen Jesusverkündigung" haben meine lebhafte Verwunderung hervorgerufen als Zeugnis einer Anschauung, welche das Jesusbild bewußt modernisiert, während ich bisher stets angenommen hatte, daß diese Modernisierung unbewußt eingetreten sei. Baumgarten gibt in Religion in Geschichte und Gegenwart III, 414 diese Modernisierung und ihre Bedenklichkeit zu, sagt aber ausdrücklich: „Daß diese Modernisierung unbewußt und ungewollt eintrat, wird auch vom Gegner zugegeben." Sehen Sie, da liegt der Kernpunkt unserer Differenz. So wenig mir an einem Streite liegt und so sehr ich selbst immer auf Verständigung hinarbeite, in diesem Punkte kann ich Ihnen nichts konzedieren. Wir haben ganz und garnicht „aneinander vorbeigeredet", sondern es stehen sich hier zwei getrennte Auffassungen gegenüber, die Ihrige, nach der — auch nach Ihrem letzten Briefe — eine Differenz zwischen Wissenschaft und Praxis hinsichtlich der Jesusverkündigung bestehen darf, die meinige, die diese Differenz prinzipiell ausschließt. Ich kenne keine Differenz zwischen Wissenschaft und Praxis hinsichtlich der Jesusverkündigung, sondern nur eine scharfe Geschiedenheit (nicht Differenz!) zwischen Wissen und Glauben hinsichtlich Jesu. Gewiß, die liberale Theologie ist als historizistische Theologie, d. h. als Theologie, die immer noch glaubt, daß die geschichtliche Forschung letzte Wahrheiten aussprechen könne, in einer sehr schwierigen Lage, sobald sie aus den Relativitäten des historischen Erkennens in die Praxis hinabsteigen soll, denn mit historischem Relativismus läßt sich nun einmal keine Predigt halten. Wenn man mich nun fragen würde, ob ich predigen wolle von dem Jesus, den ich glaube, oder von dem Jesus, den ich mir nach Ihrem Verfahren „modernisiert" habe, indem ich „geschichtlich gut Ueberliefertes, aber Wertloses" gestrichen, aber „Wertvolles, was geschichtlich unsicher überliefert ist" „freudig ergriffen habe", so wende ich mich ohne weiteres jener Glaubenspredigt zu. — Wegen dieser ganzen Sachlage habe ich Ihnen den Vorschlag gemacht unsere Korrespondenz zu veröffentlichen, nicht weil ich erwartete, daß Sie auf diesen Vorschlag eingehen würden, sondern weil ich Ihnen zeigen wollte, an welchem Abgrunde Ihre Theologie steht, der sich auftun würde, sobald bekannt würde, welche Scheidung Sie zwischen Wissenschaft und Praxis machen. Das Renommee der liberalen Theologie bei unsern „Gebildeten" beruht in erster Linie auf dem oft gehörten Anspruch „strenger Wissenschaftlichkeit", ein Wort, das ja bei den Kindern unserer Tage immer einen etwas berauschenden Klang hat. Diese „Wissenschaftlichkeit" würde sofort dahinfallen, wenn man erführe, daß Sie bewußt Ihre Modernisierungstheorie verteidigen. Glauben Sie mir, nicht Ihre Gegner bloß würden nach Veröffentlichung Ihrer beiden letzten Briefe den „Spieß ergreifen, mit dem man Sie ersticht", sondern Ihre Freunde würden notgedrungen auch die blinkende Waffe gegen Sie schleudern.

Und nun müßte ich eigentlich in eine Einzelkritik Ihres letzten Briefes eintreten. Aber da würde ich viele Seiten füllen müssen. Auch in Ihrem Briefe begegnet es mir wieder, daß man auf Ihrer Seite in der Polemik unsre Position nach einem Schema beurteilt, das man sich gemacht hat von all denen, die sich zur Rechten halten. Denken Sie doch, was geht für ein Geschrei im liberalen Lager los, wenn mal ein „Positiver" die liberale Theologie in der Darstellung auf das Niveau des alten Rationalismus herabdrückt. Glauben Sie mir, für mich sind die historischen Probleme genau so Probleme, wie für Sie, um die wir mit ernstem Bemühen ringen nicht anders als jeder wissenschaftlich arbeitende Mensch. Und wenn Sie betonen, daß Sie durch die Schule wissenschaftlicher Skepsis hindurchgegangen seien, so ist doch dazu zu sagen, daß wir Alle, die wir an den Problemen unserer Zeit uns mit beteiligen, auch die Skepsis rc. z. B. in der Evangelienforschung denkend mit durchleben. Daß uns die religionsgeschichtliche Forschung — deren Arbeitsmethode selbstverständlich anzuerkennen ist, sie ist aber nichts weiter als die allgemein geschichtliche Methode — weniger tangiert, liegt einfach daran, daß wir historische Arbeit treibend uns von vornherein bewußt sind, als Arbeits-

prinzip (aber nur als solches! nicht als letztes Erklärungsprinzip!) das zu haben, daß wir alles vollkommen in historische Relativitäten aufzulösen uns bestreben, daß wir anderseits aber meinen, daß Jesus nicht die Summe der 500 Faktoren ist, die ihm vorangegangen sind, und vor allem das Entwicklungsprinzip nicht als Erklärungsprinzip gelten lassen. Was darunter zu verstehen ist, brauche ich ja Ihnen gegenüber nur anzudeuten.

Sie meinen, daß wir „den Ueberschuß unseres religiösen Christus zu der wissenschaftlich nachweisbaren Gestalt hinzuaddieren und die Summe den historischen Christus nennen.“ Wo habe ich das gesagt? Meines Wissens nirgends. Es ist das Gegenteil meiner Anschauung. Ich dachte, es würde Ihnen aus den letzten Kapiteln meines Heftchens deutlich geworden sein, daß ich sehr scharf zwischen dem „historisch erkennbaren Jesus“ und dem „Christus des Glaubens“ scheide. Den historischen Jesus kann ich historisch beweisen oder mindestens wahrscheinlich machen, den auferstandenen und lebendigen Christus glaube ich. Nun hängt ja natürlich der historische Jesus mit dem Christus des Glaubens zusammen, so daß sie gegenseitig in ihren Aussagen ihre Korrelate haben, so daß schließlich der historische Jesus Glauben erweckt und der Christus des Glaubens etwa die Existenz des historischen Jesus postuliert. Eine Dissonanz zwischen beiden Betrachtungsweisen tritt aber dann nicht ein, wenn man diese Betrachtungsweisen auch als verschiedene Betrachtungsweisen beibehält. Es liegt ja hier dasselbe Problem vor, wie bei dem Nebeneinander von kausaler Betrachtungsweise des Weltgeschehens und Betrachtung vom Standpunkte des christlichen Theismus aus. Beide sind in ihrer Weise berechtigt und notwendig. Und damit wären wir ja bei dem schwierigen Probleme angelangt: Glaube und Geschichte. Der Historizismus leugnet ja nun freilich dieses Problem, aber das hindert nicht, daß es in seiner ganzen Schärfe bestehen bleibt. Ich kann hier dies Problem nicht in seiner Breite entwickeln. Aber ich möchte Sie daran erinnern, daß ich nie behauptet habe, daß man vom Glauben aus sagen könne, daß „die Geschichte Jesu so oder so verlaufen sei.“ Das wäre ja eine Glaubensaussage, die zur historischen Aussage würde. Ich mache also garnicht jenes Additionsexempel, nenne jene angebliche Summe garnicht „den historischen Christus“. Auferstehung, Gottessohn &c. sind reine Glaubensaussagen. Ich erinnere Sie aber daran, daß wer sagt: „ich glaube an den persönlichen Gott“ auch „den persönlichen Gott als existent“ annimmt oder postuliert; wenn er also gefragt wird, wird er wohl sagen: „Gott ist.“ Solange wir aber daran festhalten, daß eine derartige Aussage: „Jesus hat gelebt“ eine historische Aussage ist, so werden wir dem Gläubigen konzedieren können, daß er von seinem Glauben aus eine derartige Aussage tut, wenn er sie nur nicht als wissenschaftlich-historische Aussage tut. Der Gläubige wird daher tausend Mal sagen: „Jesus hat gelebt“, wenn die ganze Wissenschaft seiner Zeit bereits zu Drews übergegangen ist; er läuft dabei Gefahr sich zu irren, wahrscheinlich aber wird 100 Jahre später sein Glaube sich bestätigen und so der innere Einklang wiederhergestellt sein zwischen der Glaubensaussage und der historischen Aussage. Denn wie die Glaubensaussage ihr Korrektiv hat an den Wirkungen des Christus des Glaubens auf den Gläubigen, so hat die historische Forschung ihr Korrektiv an den Tatsachen des einmal Geschehenen. Natürlich kann der Glaube auch eine Geschichte postulieren, die nie geschehen ist; aber diese Irrtumsmöglichkeit teilt er mit der historischen Wissenschaft, da beide keine mathematischen Rechenexempel sind. Beide verlangen ein intuitives Schauen, bei dem wissenschaftliche Skepsis und Glaubenszweifel doch nur Begleiterscheinungen sind, nicht Erkenntnisprinzipien.

Von Einzelheiten möchte ich noch bemerken, daß Sie weder Johannes noch Paulus zum Kronzeugen Ihrer bewußten Modernisierung machen können, indem Sie meinen, daß ich dann auch Johannes „einer raffinierten Dupierung der christlichen Gemeinde beschuldigen“ müsse. Johannes hat Jesus mit den Augen des Glaubens geschaut und von da aus den Menschen aus dem Himmel geschildert, meiner Meinung nach auf Grund des täglichen Lebens mit dem Meister. Wollen Sie ihm in die Schuhe schieben, daß er bewußt seinen Jesus modernisiert hat, „geschichtlich ihm sicheres Wertloses gestrichen“, „geschichtlich ihm unsicheres Wertvolles mit Freude ergriffen habe“? Die Wandlungen des Bildes Luthers zu verfolgen durch die Jahrhunderte ist höchst interessant, und es stellt sich dabei heraus, daß jede Zeit Luther mit ihren Augen angeschaut hat. Das ist nicht anders möglich, da wir eben nur die Augen unserer Zeit haben. „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist“ das gilt vom Lutherbild ebenso wie vom Jesusbild. Das Bedenkliche fängt erst da an, wo Jemand sich das Recht vindiziert, bewußt aus praktischen Gründen das Luther- oder Jesusbild zu modernisieren.

Sie sagen: „Sie können keine Grenzen abstecken auf dem Gebiet der Evangelienforschung, über die die Historie nicht hinausdürfte.“ Das habe ich nie gewollt, und ich tadle gerade, wenn innerhalb der liberalen Theologie nach der beliebten Subtraktionsmethode ein „sturmfreies Gebiet“ in dem inneren Leben des Menschen Jesus gesucht wird. Die Historie hat die ganze Breite des immanenten Geschehens in seiner kausalen Bedingtheit zu durchforschen. Meine Forschung steckt dem Forscher nicht die geringste Grenze innerhalb dieses Geschehens hinsichtlich seines subjektiven Verfahrens. Da kann er meinetwegen von vornherein alles bezweifeln. Der radikalen Skepsis aber stellt sich schließlich doch einmal als Grenze gegenüber die Kraft des tatsächlich Geschehenen; die richte ich nicht auf, sondern die ist in der Vergangenheit einmal aufgerichtet. Im übrigen betrachte ich die radikale Skepsis in der Evangelienforschung als eine augenblickliche Krankheitserscheinung, die wir überwinden werden.

Und nun lassen Sie uns unsere Diskussion schließen. Nicht wahr, es ist von beiden Seiten jetzt das gesagt, was man brieflich sagen kann, ohne Abhandlungen zu schreiben. Ich verstehe Ihren Standpunkt vollkommen, ich verstehe wie Sie notgedrungen aus praktischen Gründen dahin kommen mußten, aber ich mißbillige Ihren Standpunkt in dem einen Ihnen bekannten Hauptpunkt vollständig. Ich glaube den Fehler Ihrer Anschauung in der einseitig historizistischen Erkenntnistheorie suchen zu müssen. Wir werden uns daher auf dem historischen Gebiete verständigen können, obwohl Sie mehr Skeptiker in historischer Hinsicht sind als ich. Theologisch ist dagegen der Gegensatz ein sehr tiefer, und wir werden uns hier kaum einigen können.

Zur Veröffentlichung will ich Sie nicht drängen, obwohl ich dieselbe für klärend halten würde. Ich betonte ja ausdrücklich, daß ich sie nur wolle, wenn Sie sie wünschen, nicht wenn Sie sie nur zugeben.

Und nun lassen Sie uns ohne Groll von dieser Diskussion scheiden. Es wird sich uns Beiden nur um die Sache, nicht um die Person handeln. Eine Neuauflage der rabies theologorum ist ja nicht wünschenswert, und wir werden Beide darin übereinstimmen, daß zumal in der Oeffentlichkeit jedes scharfe Wort zweimal überlegt werden sollte, ohne daß wir dabei die Sauce des allgemeinen Verstehens darüber gießen.

Leben Sie wohl! Ihrer Arbeit gute Erfolge auch auf den dornenreichen akademischen Pfaden wünschend

Ihr sehr ergebener H. Jordan

* *

Leipzig, 26. Juli 1911

Sehr geehrter Herr Professor!

Das soll nun der Abschluß unsrer Korrespondenz sein, die mir sehr lehrreich gewesen ist. Daher nur noch wenig Bemerkungen.

Es ist mir also nicht gelungen, Sie von dem Recht meiner Auffassung zu überzeugen; das bedauere ich; sollte ich mich nicht klar genug ausgedrückt haben? Oder sind hier wirklich zu große Differenzen?

Uebrigens kann ich mich gerade auf Baumgarten berufen. Er bemerkt a. a. O. Sp. 414, daß die gelehrten Forscher in ihren historisch-wissenschaftlichen Darstellungen unbewußt und ungewollt den historischen Jesus näher an das praktisch verwertbare Jesusbild herangerückt haben, als die Quellen es gestatten, erkennt also neben der rein historisch-wissenschaftlichen Erfassung des geschichtlichen Jesus eine davon

wesentlich verschiedene, praktischen Zwecken dienende Zeichnung des Jesusbildes an, die die großen Grundanschauungen und Willenstaten Jesu in einer den Modernen verständlichen Art heraushebt. Was will ich Anderes als dies? Ist das doppelte Buchführung, Irreführung des von unserm Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit geblendeten Publikums? Ich wiederhole noch einmal: ein Andres ist, populärwissenschaftlich über den geschichtlichen Jesus reden, ein Andres in Predigt und Unterricht religiös erziehen. Im ersteren Fall hat man strenge Wissenschaftlichkeit einzuhalten und deutlich zu unterscheiden, was die Historie über Jesus ermittelt, und was der modern-religiöse Mensch sich aus Jesus macht, was er an ihm wertet und wie sich seine Erscheinung ihm in seinem religiösen Bewußtsein gestaltet; beides ist klar zu scheiden. In Predigt und Unterricht dagegen ist kein moderner Theologe verpflichtet, fortgesetzt die Grenzen zwischen wissenschaftlich Feststellbarem und religiös Empfundenem hervorzuheben; er tuts, wie es ihm angezeigt erscheint. Unsere modernen Prediger werden ja doch auch gar nicht deshalb aufgesucht, weil sie den Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit machen, sondern deshalb, weil sie nicht veraltete Anschauungen, sondern modern lebendige Frömmigkeit verkünden; man sucht nicht Wissenschaftlichkeit bei ihnen, sondern Erbauung, wie sie das modern gebildete (Sie werden sagen: modern verbildete) Gemüt verlangt.

Wenn ich bei Ihrem Christusbild von einer Addition gesprochen habe (gewiß eine etwas grobe Anschauungsweise), so meinte ich, daß es zusammenfließt aus geschichtlicher Untersuchung und Glaubensüberzeugung. Nun weiß ich nicht, ob Sie Konflikte zwischen diesen beiden Bestrebungen kennen. Ich behaupte, wenn die Historie rein wissenschaftlich geführt wird, sind Konflikte unvermeidlich; fließt dagegen beides harmonisch zusammen, dann ist die Historie vielleicht unbewußt von der Tendenz des Glaubens beeinflußt. Mit der verschiedenen Betrachtungsweise kommt man meines Erachtens nur dann aus, wenn die Glaubensanschauung fort und fort bereit ist, auf dies und jenes Prädikat, auf diesen und jenen Begriff, auf diese und jene Geschichtsbegründung zu verzichten; das Beste wäre in dieser Beziehung, wenn sie sich nicht nur von der Geschichtsforschung, sondern auch von der Geschichte unabhängig machen könnte. Ob das möglich und auch sonst wünschenswert ist, will ich hier nicht erörtern. Aber hier liegt der Kern des zwischen uns verhandelten Problems; was Sie in Ihrem letzten Brief darüber sagen, kann mich nicht befriedigen, sondern macht mich bedenklich.

Uebrigens gebe ich Ihnen darin Recht, hab es auch nicht anders gemeint, daß weder Paulus noch Johannes bewußt modernisieren wollten, kann aber dem Moment des bewußten Handelns nicht so großes Gewicht beilegen. Wer will entscheiden, wo bewußt, wo unbewußt die historische Gestalt umgewandelt ist? Und wie steht es mit den Künstlern! Hängt der Wert der Uhdeschen Bilder davon ab, ob Uhde bewußt oder unbewußt modernisiert hat? Ich meine, jeder religiöse Erzieher müßte etwas vom Künstler haben; auch in seiner Zeichnung Jesu braucht er künstlerische Gestaltungskraft. Sind das so unerhörte, blasphemische, sittlich bedenkliche, verwunderliche Anschauungen? Sie sind in der Beziehung viel mehr im Historizismus befangen als ich, insofern Sie nur das für die Glaubenserziehung zulassen, was irgend — sei es nach Geschichtsurteil, sei es nach Glaubensurteil — geschichtlich gewesen ist. Diesen Glaubenshistorizismus kann ich nicht mehr aufrecht erhalten. Ich schätze die Geschichte als ein Fundament, als die Quelle religiöser Ueberzeugung, verwechsle aber nicht die Geschichte mit dem Geschehenen; meine Ansicht verläuft etwa in einer Synthese Troeltsch-Bousset (vgl. die Vorträge des Berliner Weltkongresses 1910). Sie brauchen Geschichte und Geschehenes in sehr beträchtlichem Maße, jedenfalls mehr als die Geschichtswissenschaft Ihnen zugestehen kann. Ich schätze neben dem Geschehenen ebenso hoch das Erlebte und Erdachte. Sie müssen, wenn anders Sie die Geschichtsfundamente Ihres Glaubens erhalten wollen, sehr vieles der Kompetenz der Historienforschung „entziehen"; ich zweifele, ob sich das die Wissenschaft in jedem Falle gefallen läßt.

Nun ist doch wieder ein längerer Erguß von Verteidigung und Angriff aus meiner Feder geflossen, und ich zwinge mich zum Aufhören. Ich könnte noch Manches zur Kritik hinzufügen, auch Manches hervorheben, worin wir letztlich einig sind.

Nur zur Frage der Veröffentlichung möchte ich noch Etwas bemerken. Die Bedingung, an die ich im vorigen Brief mein Eingehen knüpfte, hat sich ja leider nicht erfüllt. Ich bin aber nach wie vor der Ueberzeugung, daß ich eine Position vertrete, die in der Praxis weitverbreitet ist und mit Bewußtsein und mit Segen eingehalten wird; daher ich nicht glaube, daß meine Freunde sich von mir wenden werden. Wenn ich nun Ihre Briefe durchsehe, so empfinde ich in der Tat, daß hier wohldurchdachte, zeitgemäße, allgemein interessante Ausführungen zu lesen sind, die vielleicht der Oeffentlichkeit nützlich sein können. Und auch ich glaube Prinzipielles gesagt zu haben. Unsere Briefe sind also ein Gemisch von „Brief" und „Epistel", um mit Deißmanns Formeln zu reden. So gehe ich denn jetzt gern auf Ihren Wunsch ein und mache Ihnen den Vorschlag, daß wir die Korrespondenz an Rade zur Kenntnisnahme senden. Will er ihn abdrucken, dann bin ich einverstanden.

Für baldige kurze Rückäußerung auf den letzten Vorschlag wäre dankbar

Ihr sehr ergebener Sie verbindlichst grüßender

H Windisch

* *

Erlangen, den 30. Juli 1911

Sehr geehrter Herr Dr. Windisch!

Aus Ihrem letzten Briefe ist doch wieder ein Angriff geworden. Da müßte ich auf Vieles antworten, aber wie weit würde uns das wieder führen?! Ich verweise Sie daher nur darauf, daß Sie Ihren Brief vom 6. Juli jetzt selbst korrigieren, indem Sie jetzt von der populärwissenschaftlichen Jesusverkündigung strenge Wissenschaftlichkeit verlangen, dagegen damals die unwissenschaftlichen Modernisierungsversuche von Bousset und Weinel aus praktischen Gründen zu rechtfertigen suchten. In Predigt und Unterricht wollen Sie dann „modern lebendige Frömmigkeit" verkünden. Sie wissen, daß jede moderne Auffassung von einer noch moderneren abgelöst ist. Da halte ich mich doch lieber an Etwas, was weder modern noch unmodern ist, weil Frömmigkeit für mich die innerste Berührung mit dem unwandelbar Ewigen ist; ich halte mich an Luthers Glauben, daß wir in Jesus einen gnädigen Gott haben, ein Glaube, in welchem ich von jeder geschichtlichen Kritik völlig unberührt bin und bei dem ich nicht erst nötig habe, aus praktischen Gründen Jesus zu modernisieren. Daher schätze ich auch in der Religion nicht wie Sie das „Erlebte und Erdachte", sondern lediglich das Erste in der Form des Gotteserlebnisses, das aber für mich im Sinne Luthers lediglich ein Akt freier göttlicher Gnade ist. Was Sie von einem angeblichen „Glaubenshistorizismus" bei mir sagen, trifft mich überhaupt nicht, ebensowenig die Meinung, daß ich irgendetwas Geschehenes oder Geschichtliches der Kompetenz der Historienforschung „entzöge". Ich vertraue der Geschichtsforschung alles immanent Geschichtliche an, restlos und ohne Vorbehalte, und freue mich dessen, daß sie selbst die krankhafte Skepsis eines Wrede und Artur Drews immer wieder Lügen straft.

Ich glaube, wir haben nun wirklich alles Entscheidende gesagt und können nun schließen.

Daß Sie auf meinen Vorschlag der Veröffentlichung jetzt eingehen, begrüße ich mit Freude. Ich konzediere Ihnen auch gern die Veröffentlichung in der Christlichen Welt, da es mir ganz gleichgültig ist, wo die Sache erscheint.

Mit verbindlichen Empfehlungen

Ihr sehr ergebener H Jordan

Der Hamburger Monistenkongreß

Der Monisten-Kongreß ist vorüber, er hat in seiner Tagung die Aufmerksamkeit der Presse eine Zeit lang auf sich gezogen, und auch die Christliche Welt will ohne einen Rückblick an ihm nicht vorübergehen. Aeußerlich ist der Kongreß gut gelungen.

Allgemein erregte es Bedauern, daß der Ehrenpräsident Ernst Haeckel durch sein Leiden verhindert war, persönlich zu erscheinen. Der Tagesbericht sagt darüber:

Wie außerordentlich schmerzlich der Verzicht auf das persönliche Erscheinen dem Gründer der Monistenbewegung geworden sein mag, ist umso besser zu verstehen, als die Hamburger Tagung die erste bedeutende des Monismus ist. . . Dieser Kongreß, der nun tatsächlich ohne Ernst Haeckel einem vollen Erfolge entgegensieht, beweist zur Evidenz, daß die monistische Bewegung nicht mit der Persönlichkeit und dem Lebenswerke Haeckels so intensiv verknüpft ist. . .

Trotzdem beherrschte Ernst Haeckel den Kongreß. Heinrich Schmidt verlas in der ersten öffentlichen Versammlung Haeckels Testament, das in Leugnung eines erdichteten, außerweltlichen Gottes, in der Erhöhung des Menschen in die Klasse der Wirbeltiere, in der Feststellung, daß die Abstammung des Menschen von einer langen Reihe ausgestorbener Säugetiere als gesicherte historische Tatsache betrachtet werden muß, in der Zerstörung des mystischen Dogmas von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und von der Freiheit des Willens gipfelte. Ernst Haeckel hat einst um das deutsche Volk sich ein großes Verdienst erworben, als er im Jahre 1892 sich an die Spitze der Bewegung stellte, die dem Fürsten Bismarck es ermöglichte, auf dem Marktplatze zu Jena seine auf Jahrhunderte hinaus denkwürdige Rede zu halten, in der Bismarck erklärte: „Ich bin eingeschworen auf die weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums." Damals bewies Haeckel, daß er Verständnis habe für die Persönlichkeit: Persönlichkeit aber ist Etwas, das den mechanischen Verhältnissen seinen Willen aufdrückt, und dadurch die Tatsache des freien Willens an sich beweist. Auf dem Boden des Monismus sind nur Automaten-Figuren möglich, aber keine freien Persönlichkeiten. — Was Haeckel als Zoologen betrifft, so bleibt Tatsache, daß anerkannte Fachgenossen von ihm, die mindestens dieselbe Wissenschaftlichkeit und denselben Mut der Wahrheitsliebe besitzen, aber freilich auch die Pflicht der Selbstbescheidung fühlen, seine Dogmen ablehnen. Man lese z. B. Professor Diener über das Buch Brancas vom fossilen Menschen in den Grenzboten Nr. 36 vom 6. September d. Js.*) Dann muß es uns gestattet sein, Haeckels Gedankenreihen zum mindesten nicht als das letzte Wort der Naturwissenschaften anzusehen.

Mit Spannung erwartete man den Vortrag von Svante Arrhenius aus Stockholm. Er entwickelte das ptolemäische Weltsystem, dann das kopernikanische, um endlich zur Aufstellung folgender Gedankenreihen überzugehen:

Seit einiger Zeit gewinnt eine unseren Erfahrungen entsprechende neue Ansicht an Boden. Die Materie und die Energie sind unzerstörbar. Sie verschwinden nicht im leeren Raume. Die Materie wird in fein verteiltem Zustande durch den Strahlungsdruck von den Sternen weggestoßen. Sie läuft also auf ähnlichen Bahnen hinaus, wie die Energie. Das Sternensystem, zu welchem unsere Sonne gehört, und nahe dessen Mitte sie liegt, ist rund herum von ähnlichen Systemen umgeben, die etwa gleich dicht überall im Weltraum vorkommen. Demzufolge wird der Verlust eines Systems an Materie und Energie durch Zurückstrahlung von der Umgebung kompensiert. Meteoriten und kosmischer Staub erlöschen allmählich das Licht entfernter Welten; Capteyn hat diese Auslöschung gemessen, wodurch entferntere Sterne rötlicher erscheinen als uns näher stehende. Die stark ausgedehnten kühlen Nebel sammeln die Materie und Energie auf, die von den heißen, stark konzentrierten Sternen vergeudet werden; dabei entwickeln sich die Nebel allmählich zu Sternensystemen. Beim Zusammenstoßen von Sonnen, die größtenteils erloschen sind, entstehen sogenannte neue Sterne, die sich teilweise in Nebel umwandeln. Auf diese Weise schwanken die verschiedenen Teile des Weltalls zwischen dem Sternen- und Nebelstadium. Es gibt weder Anfang noch Ende. Wenn ein Planet Leben tragen kann, wandert dieses daselbst ein in Form von winzigen Sporen, die vom Strahlungsdruck getrieben werden. Das Leben hat demgemäß stets existiert und wird immer existieren. Seine Entwicklung auf einem einzelnen Planeten entspricht der Entwicklung eines Individuums von dem einzelligen Stadium bis in die höchsten Stufen, die jedoch dem Tode anheimfallen.

Die Schlußfolgerung: es gibt weder Anfang noch Ende, ist keine naturwissenschaftliche, sondern eine metaphysische. Sie erinnert stark an die uralte Definition des scholastischen Ewigkeitsbegriffs und wird dadurch nicht besser. Jene Sporen, die vom Strahlungsdruck getrieben werden, sind eine willkürliche petitio principii: wo kommen sie her? und wie entstehen sie? Selbst wenn damit gesagt wäre, woher aus unorganischem Stoff organisches Leben kommt, ist damit nicht gesagt, woher in dieses Leben Bewußtsein, Geist kommt.

Am Sonntag den 10. September sprach Professor Jacques Loeb vom Rockefeller-Institut in New-York über das Leben. Seiner Darstellung nach ist Monismus die Anschauung, daß die Welt parthenogenetisch aus sich entstanden sei:

Solange eine Lebenserscheinung noch nicht physikalisch-chemisch erklärt ist, erscheint sie uns auch meist unerklärbar. Wenn der Schleier gelüftet ist, wundern wir uns immer, daß die Sache so einfach war. . . Daß die Sache nicht hoffnungslos ist, wird aber auch dadurch bewiesen, daß es heute schon möglich ist, einfache Manifestationen tierischer Instinkte und tierischen Willens restlos physikalisch-chemisch zu erklären. . . Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich auch eines Tags eine physikalisch-chemische Theorie der menschlichen Instinkthandlungen wird entwickeln lassen. Wenn unsere Existenz auf dem Spiele blinder Kräfte beruht, und nur ein Werk des Zufalls ist, wenn wir selbst nur chemische Mechanismen sind, wie kann es für uns eine Ethik geben? Darauf lautet die Antwort: daß unsere Instinkte die Wurzel unserer Ethik bilden und daß die Instinkte ebenso erblich sind, wie die Formbestandteile unseres Körpers. Die Grundlagen der Ethik sind chemisch und erblich in uns festgelegt als unsere Form und nicht durch die Metaphysik entdeckt oder erfunden.

Loeb ist wenigstens so konsequent, daß er sagt: eine Ethik im bisherigen Sinne ist auf dem Boden des Monismus nicht möglich. Wir werden später sehen, wie andere Vertreter des Monismus das Bedürfnis gehabt haben, dem Monismus eine ethische Seele einzuhauchen. Loebs wissenschaftliche Auseinandersetzungen in Ehren wie die von Arrhenius: Tatsache bleibt doch, daß eine Parthenogenese der Welt etwas ebenso Unverständliches ist wie die Entstehung der Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus und das katholische Dogma von der unbefleckten Empfängnis Marias, Mythen, die etwas erklären wollen, was unserem Wissen ewig verschlossen bleibt. Wenn Faust einst seinen Famulus Wagner verspottet hat, weil er mit Retorten-Geheimnissen die natürliche Entstehung des Menschen ersetzen wollte, so verfallen viele Aufstellungen moderner Naturwissenschaftler, die aus dem Gebiete der empirischen Natur in die Gefilde der Metaphysik übergreifen, demselben Fluche der Lächerlichkeit.

An demselben Sonntag Morgen referierte Wilhelm Ostwald über das Thema: Die Wissenschaft. Nach ihm ist die Naturwissenschaft die Wissenschaft, und alle anderen geistigen Wissenschaften, wie etwa die Philosophie, sind nur ein Teil der Naturwissenschaft. Im Alten Testament sei Gott ein Gott der Rache und des Zornes gewesen, im Neuen Testament Liebe und Geist. Im weiteren Verlauf dieses Vergeistigungsprozesses werde Gott ersetzt durch die Wissenschaft.

Allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchten die Vorträge von Jodl und Wahrmund am Montag Abend. Am meisten gespannt war ich auf Jodl. In meinem ersten Aufsatz, den ich in der Christlichen Welt geschrieben habe, über die Allgemeine Zeitung*) ist Jodl schon erwähnt als eine der Persönlichkeiten, die durch ihre Aufsätze über ethische Probleme in der bekannten „Wissenschaftlichen Beilage" Interesse verdienten. Aufsehen erregte er dann vornehmlich durch seine Bekämpfung Kants, dem er den Vorwurf macht, daß er durch seinen autonomen Theismus die philosophische Entwicklung aus den Fugen gerenkt habe.**) Nun hörte ich ihn zum ersten Male persönlich. Er erzählte, wie er

*) Vgl. den Aufsatz von Ernst Teichmann über die Abstammung des Menschen in unsrem Blatte Nr. 37 und 38 d. v. J. — Wir können uns nicht versagen, hier anzufügen, was die Vossische Zeitung 470, M., aus einer Unterhaltung mit Edison berichtet. Darnach sagte Edison: „Haeckel ist der größte unter den lebenden Menschen. Ich glaube absolut an seine Theorie. Wir stammen gewiß vom Affen. Ueberhaupt lernt man, wenn man Affen beobachtet, viel von der Natur des — Menschen. Auf einem Gute in Florida hatte ich zwei Affen in einem Käfig. Der eine war stärker als der andere. Wenn sie gefüttert wurden, dann ohrfeigte der Starke den Schwachen so lange, bis der ihm das ganze Futter überließ. So ist es im menschlichen Leben. Die stärkere Hand bemächtigt sich des Anteils des Schwächeren. Womit ich nicht gesagt haben will, daß ich an eine höhere Intelligenz nicht glaube. Um alle Dinge spielt ein ewiger Geist. Je weiter der Wissenschaftler vordringt, desto mehr empfindet er diese Wahrheit. Religion als solche aber scheint auszusterben und wird durch die Wissenschaft ersetzt. Und das ist gut so. Wir wollen glücklich sein. Das spätere Glück ist zu riskant." — Oberflächlicher geht es nicht. D H

*) Jahrgang 1893 Nr. 20. D H

**) In seiner Geschichte der Ethik.

von den geistigen Wissenschaften aus zum Monismus vorgedrungen wäre, um ein sicheres Fundament für seine ethischen Anschauungen zu gewinnen. Er erinnerte mich in gewisser Beziehung an den Züricher Foerster: wie dieser, um die pädagogische Ethik zu stabilieren und dem Chaos moderner Theorien gegenüber vor blindem Irrlichtelieren zu schützen, von der ethischen Kultur zur Bewunderung katholischer Pädagogik fortgeschritten ist, so ist Jodl von der Philosophie zur Naturwissenschaft gekommen, um einen Boden zu gewinnen, auf dem er mit beiden Füßen stehen kann. Aber dabei ist es ihm passiert, daß er der Naturwissenschaft abgewinnen will, was dem strengen, rücksichtslosen Kampfe ums Dasein und der rücksichtslosen Auslese der lebensfähigen Kreaturen durch den Kampf ums Dasein widerspricht. Nietzsche mit seiner Herrenmoral ist der kongeniale Philosoph des Monismus; mit seinem Hohn auf die viel zu Vielen, auf die Herde ist er so recht eigentlich der Philosoph, der jedem konsequenten Monisten aus dem Herzen gesprochen haben müßte. Statt dessen lehnte Jodl diesen geistesgewaltigen Philosophen ab, warnte den Kongreß vor dem naturwissenschaftlichen Rausche und stellte die Theorie auf, daß der Monismus Sozialismus sei und daß der Monismus alle die ethischen Bestrebungen aufnehmen müsse, durch welche die unteren Stände der heutigen Zeit nach oben sich durchzuarbeiten und durchzuringen suchten. Das war aber Dualismus vom reinsten Wasser, über den Nietzsche, wenn er ihn erlebt hätte, die Schalen seines ätzenden tötlichen Spottes in reichem Maße ausgegossen hätte. Ostwald freilich spendete Jodl reiches Lob, daß er die Schranken zwischen Geistes-Wissenschaft und Natur-Wissenschaft endgültig niedergerissen hätte. Wir hörten aus Jodls Vortrag das Sehnen nach dem Ideale heraus, das man einmal gehabt hat und nicht mehr hat. Der Jodlsche Vortrag ist gewiß das Bedeutendste gewesen, was an wissenschaftlichen Leistungen der Kongreß geboten hat. Er gab so viel Anregung, sagte viel Wahres, Ergreifendes, Gutes; aber wir müssen ihm sagen, daß das Beste, was er gesagt hat, auf dem Boden des praktischen Christentums gewachsen ist.

In ganz anderer Stimmung befinde ich mich dem Vortrage Wahrmunds gegenüber. Wahrmund hatte als Vertreter des modernistischen Katholizismus durch sein Eintreten für einmal erkannte Wahrheit bis zum Märtyrertum ein überaus günstiges Vorurteil in mir erzeugt. Aber wer den Katholizismus nicht bloß bekämpfen, sondern auch verstehen will, wird das heutige Emporblühen der katholischen Kirche nicht nur aus äußerer Organisation, sondern auch aus wirklich religiösen Lebenskräften erklären. Von diesem historischen Verstehen verspürte man bei Wahrmund sehr wenig. Es war eine Agitationsrede über das Thema „Trennung der Kirche vom Staat", die sich in Radikalismus überbot und deshalb ein ungeheuer dankbares Publikum fand. Dabei merkte man auf Schritt und Tritt, daß Wahrmund von der katholischen Kirche herkam und die Verhältnisse der evangelischen Kirche fast nur vom katholischen Standpunkte aus verstand.

Blicken wir nun auf die gesamte Tagung zurück, so begrüßen wir es als ein vielleicht absichtliches Unterlassen des Kongresses, daß über die Frage, ob Jesus gelebt hat, gar nicht gesprochen worden ist. Wie haben doch die Monisten sich dieser Sensation zunächst so angelegentlich angenommen! Sodann heben wir hervor, mit welcher Intoleranz von Haeckel an bis zu Ostwald herab das Christentum, jede Form der Religion überhaupt fast als etwas Unsittliches behandelt wurde. Darwin hat immer, wenn er dazu gedrängt werden sollte, vom naturwissenschaftlichen Gebiete auf religiöse oder philosophische Fragen hinüberzugreifen, den Agnostizismus gepredigt. Unsere bedeutendsten deutschen Forscher haben von der Naturwissenschaft immer gesagt, daß sie eine empirische Wissenschaft sei und daß wir von der Naturwissenschaft aus zu einem Ignoramus et ignorabimus kommen, wenn wir nach Gott fragen. Selbst der Monist Arthur Drews hat das Urteil gefällt:

Der Darwinismus als Weltanschauung und damit die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung, die sich auf Darwinismus stützte, ist gerichtet und kann nicht dadurch gerettet werden, daß der eine oder andere Forscher, der ihr früher zum Siege im Zeitgeist verholfen hat, von demjenigen, was um ihn herum geschieht, nichts sehen will, sich nur um so hartnäckiger auf seinen alten Standpunkt versteift und die Zustimmung für diesen, die er in den Kreisen seiner Fachgenossen nicht mehr finden kann, durch die Berufung auf ihren gesunden Menschenverstand in den Kreisen naiver Laien anstrebt. Von einer Weltanschauung muß man verlangen, daß sie allen verschiedenen Teilen des Daseins gleichmäßig gerecht wird. Die Naturwissenschaft beschäftigt sich jedoch als solche einzig mit der kühlen Abstraktion des rein mechanischen Geschehens und schraubt in vollständiger Verkennung der Grenzen ihres Forschungsgebietes die hier gefundenen Gesetze zu ausschließlichen Weltgesetzen überhaupt empor. Das aber ist keine Weltanschauung, keine Philosophie, sondern reine Willkür: es gibt gar keine naturwissenschaftliche Weltanschauung. (Der Monismus, Bd. 1, Seite 19.)

Es ist also von Ostwald zum mindesten eine Walderseesche Vorwegnahme zweifelhafter Lorbeern, wenn er endgültig Philosophie, Ethik und Metaphysik als Naturwissenschaft beansprucht. Es gibt Leute von demselben, ja von höherem wissenschaftlichen Schwergewichte als Ostwald, welche die Möglichkeit einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung überhaupt leugnen (Arthur Drews), oder das geistige Leben als etwas spezifisch Neues und für sich Existierendes und sein Schwergewicht in sich Besitzendes von dem physischen Leben unterscheiden (Eucken). Wenn Ostwald den Kongreß mit den emphatischen Worten schloß: „Ich schließe den ersten Monisten-Kongreß und eröffne das monistische Jahrhundert", so ist das mindestens nicht sehr bescheiden gewesen, oder aber es verrät einen wissenschaftlichen Tiefstand, der sich nicht einmal die Mühe gibt, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ostwald als Prophet der Zukunft gemahnte uns an den Propheten August Bebel, der den Kladderadatsch der bürgerlichen Weltordnung als unmittelbar bevorstehend weissagt und dabei doch nicht umhin kann, sich mitsamt seiner ganzen Partei in dieser gegenwärtigen Weltordnung recht behaglich kapitalistisch einzurichten.

Was die Versammlung selbst betrifft, so bot sie, trotzdem Tausende zusammengeströmt waren, doch ein eigenartiges Bild. Auch wer sich von vulgärem Radau-Antisemitismus ganz frei weiß, mußte doch stutzen darüber, daß die Zuhörerschaft sich wesentlich rekrutierte aus jüdischen Frauen und Männern. Das andere Hauptelement waren Elementarlehrer!

Heinrich Reuß

Die 24. Generalversammlung des Evangelischen Bundes

Zum dritten Mal hat der Evangelische Bund seine große Jahrestagung auf roter Erde gehalten. Früher in Bochum und Hagen, diesmal in Dortmund, der großen, mächtig aufgeblühten Stadt, die sich ihres Gewerbfleißes, ihrer gewaltigen Industrie und zugleich ihrer Kunstliebe rühmen darf. Als im Jahre 1881 die große Gustav Adolf-Versammlung hier stattfand, mag die Einwohnerzahl 90 000 betragen haben, jetzt sind es über 200 000. Wie sehr sich auch die Stadt ausgebreitet hat, für Sitzungen und Zusammenkünfte lagen alle Versammlungsorte, vor allem das großartige Reinoldushaus, verhältnismäßig günstig und nahe beisammen, — bis auf die ungeheuren Räumlichkeiten des Fredenbaums und eines Zeltes, die, für treffliche Volksredner, viele Tausende umfassen sollten. So war die Stadt, die alle Gottesdienste und sonstige festliche Veranstaltungen mit prächtigen Gaben der Musik und des Gesanges schmückend umgeben konnte, für die große Jahresversammlung vorzüglich geeignet. Der konfessionell gemischte Zustand hat sich dabei in keiner Weise hinderlich erwiesen; es hat, soviel bekannt, sich keinerlei Verdrießlichkeit eingestellt, wohl wenigstens an einer Stelle eine zarte oder kluge Rücksichtnahme. Der einzige Umstand, der etwa mit Sorge um ein gedeihliches Gelingen erfüllen konnte, mochte lediglich in dem Zwiste bestehen, der um Lehrfreiheit und Spruchgericht sich erhoben hat. Spielt dabei doch auch der Name Dortmund durch den einen seiner Pfarrer eine Rolle, und wäre der Schlachtruf für oder wider Jatho hier erschollen, so wäre es um die förderliche Tagung allerdings geschehen gewesen. Mühten sich doch „Christliche Freiheit" und Protestantenblatt drüben und Kreuzzeitung und Adelsblatt hüben gleichzeitig und gleicherweise, den Evangelischen

Bund in die Arena hinabzuziehen. Aber in der „Christlichen Freiheit“ hat der Bonner Professor Sell ein gutes Wort gesprochen: es müsse wenigstens eine evangelische Organisation geben, die fern vom inneren Kriege den gemeinsamen Protestantismus darstelle; der Evangelische Bund habe auch ferner das innere Einheitsband zu sein, das die auf theologischem und kirchenrechtlichem Boden hadernden Brüder umschließe. Das ist durchaus die von dem Beifall der Mitgliederversammlung begleitete, von dem Bundesdirektor zum Ausdruck gebrachte Meinung aller leitenden Kreise des Bundes: der Evangelische Bund hat seinen Glauben an den deutschen Protestantismus zu betätigen durch Zusammenfassung aller Protestanten aller kirchlichen und politischen Richtungen, die mit ihm dem idealen Protestantismus zur tatsächlichen Machtentwicklung wider Materialismus und Ultramontanismus auf allen Lebensgebieten verhelfen wollen. Das ist die große positive Aufgabe des Bundes, gestellt dem evangelischen Deutschland: der unprotestantischen Selbstbescheidung zur Ohnmacht ist der protestantische Wille zu Kraft und Tat gegenüberzustellen. Wenn in Entgegnung gegen Sell der Dortmunder Pfarrer Traub mit Vielen, wie er sagt, die Empfindung hat, der Evangelische Bund werde gelähmt, weil er es an einer klaren Erklärung über die innere Lage des Protestantismus fehlen lasse, so dürfte in Dortmund kaum Jemand diese Lähmung empfunden haben. Der Evangelische Bund aber wäre zum Selbstmörder geworden, wenn er den Anreizungen von rechts und links folgend sich in den Streit gemischt hätte, der dann sein eigner geworden wäre, ja er würde das trostlose Bild abgeben jenes Menschen, der Hand an sich selbst gelegt, sich schwer verletzt hat und nun nicht leben noch sterben kann. Nur das kann fraglich sein, ob der Bund durch sein Hineinspringen in den Jatho-Fall mehr der „Christlichen Freiheit“ oder den Kreuzrittern einen Gefallen getan hätte.

Nein, nicht ein Bild der Lähmung, sondern kräftig pulsierenden, geistvollen Lebens hat die Dortmunder Tagung in all ihren Versammlungen geboten. Vielen hat der Aufmarsch eines Zuges von über zehntausend Menschen (die Tremonia fand begreiflicherweise in ihrem Interesse nötig, die Ziffer um etliche Tausend herabzumindern) einen bedeutenden und gewaltigen Eindruck gemacht, und sicher war es erfreulich zu sehen, wie die vorüberziehenden Scharen zu den an der Rathaustreppe stehenden Vorständen des Bundes mit Ehrerbietung und dem unverkennbaren Auge des Vertrauens aufblickten, und zu unterschätzen sind solche Aufzüge für das Volksleben gewiß nicht: die katholische Kirche weiß, warum sie ihre Prozessionen veranstaltet. Höher noch veranschlagen werden wir freilich den außerordentlichen Reichtum von Arbeit und Anregung, wie er in allen geistigen Darbietungen, allem geistigen Austausch zu Dortmund sich mitteilte. Ernste Arbeit, mochte es sich um die Arbeit für den Bund selbst handeln, oder um Arbeit in Oesterreich, um Arbeit in der Presse, für die Versorgung der Deutsch-Evangelischen im Auslande, für apologetische Aufgaben im Suchen und Forschen nach den Lebenskräften der Religion und geistlichen Lebens.

Wer den Vorträgen mit Verständnis folgte, der konnte in der Tat ein wahres Kapital von Kenntnis und evangelischer Weisheit davon tragen. Glücklicherweise findet sich dieser Schatz aufbewahrt in den um billiges Geld feilgebotenen Druckschriften des Verlages des Evangelischen Bundes, die noch lange ihren Wert behalten und belehrend und aufklärend wirken können und werden.

In dem Jahre von 1. April 1910 bis 1. April 1911 sind 70 000 Mitglieder dem Bunde beigetreten. So umfaßt er fast eine halbe Million Menschen. Die Ereignisse in der Romkirche sind trotzdem noch längst nicht genug beobachtet oder zum Verständnis gekommen. Mit Recht wies der Bundesdirektor auf Hans Winters Schrift: Das Zentrum und die Borromäus-Enzyklika; auf Vigilius, Die neuesten päpstlichen Dekrete, auf Mulert: Antimodernisteneid, freie Forschung und theologische Fakultäten. Besonders legte er dabei den Finger auf die Pflicht, protestantische Kinder vor den Folgen des Antimodernisteneides im Deutsch- und Geschichtsunterricht zu schützen. Ist hier schon das Auftreten des Reichskanzlers fast unbegreiflicher Weise nicht bloß von klerikaler Seite angegriffen worden, so ist noch viel empörender, wie Genossen der eigenen Partei dem Reichstagspräsidenten Grafen von Schwerin-Löwitz begegnet sind, als er gelegentlich die aus den verschiedensten politischen Elementen, von den konservativen Aristokraten bis zu den radikalsten Demokraten zusammengesetzte und lediglich durch ein außerdeutsches Bindemittel zusammengehaltene Zentrumspartei für eine dem Deutschen Reich anhaftende sehr unerfreuliche Erscheinung bezeichnet hatte.

Ueber 70 000 Mönche und Nonnen bevölkern heute das deutsche Reich und laufen damit dem alten (Kl-) Oesterreich den Rang ab. Wenn der Klosteraltar uns dabei als die sicherste Stütze des Hohenzollernthrones gepriesen wird, so beleuchten die derzeitigen Verhältnisse in den von je römisch regierten Staaten Spanien und Portugal die Wahrscheinlichkeit jenes Preisens. Aber man lese den ganzen Vortrag Everlings: „Zur Zeitlage und Jahresarbeit.“

Professor Heinrich Wolf, der Verfasser der „Angewandten Geschichte“, zeichnete das ultramontane Schulideal: einen Rückschritt zum dreizehnten Jahrhundert, wenn nicht nach Aegypten, wo um 1000 vor Christo der Oberpriester sich auch die Königskrone aufs Haupt setzte, in seinem Gegensatz zur Wissenschaft als freiem, selbsttätigen Denken und Forschen; Schlimmeres weiß der Beichtvater Philipps II. dem Herzog Alba nicht von Don Karlos zu berichten als die entsetzliche Wahrnehmung: „Er denkt.“

Wohlbegründeter Weise führte D. Wächtler aus, wie für die evangelischen Deutschen im Auslande nicht sowohl die unmittelbare Hilfeleistung, für die es besondere Vereine gibt, als vielmehr Weckung des Interesses und die Pflege der Beziehungen zu und mit ihnen die Aufgabe des Bundes sein müsse. Die Diskussionsredner wiesen dazu auf die andauernde ernste Pflicht der Unterstützung der jungen evangelischen Gemeinden Oesterreichs in nachdrücklicher Weise hin.

Für die apologetischen Aufgaben des Bundes waren ohne ihr Verschulden die berufenen Berichterstatter ausgeblieben; in bewundernswürdiger Weise sprang dafür Oberpfarrer Schmidt aus Halle ein; man empfand den Segen seiner vormaligen Tätigkeit am Predigerseminar zu Wittenberg.

In der großen Volksversammlung des Sonnabend-Abends sprach in begeisterndster Weise Stadtpfarrer Fikenscher (jetzt in Nürnberg, früher in Fürth) über den Protestantismus im Verhältnis zu den deutschen Stämmen, deren reiche Mannigfaltigkeit zur Einigkeit geführt werden muß „in Treue fest“, ein Klang, wie er auch durch die Einleitungspredigt des Pfarrers Pröbsting-Lüdenscheid: „Wer glaubt, der fleucht nicht“ und die acht Predigten des Sonntagsmorgens, sonderlich des Professors Hoffmann in Reinoldi über die ernste Fahnenwacht hindurchgeklungen hat. Vor Fikenscher hatte der Breslauer Nationalökonom Professor von Wenckstern über den Protestantismus in seiner Wirkung auf die deutschen Volksschichten gesprochen: sein Vortrag war nicht kurz; und bei ihm wird der sinnige Leser dem Hörer gegenüber im Vorteil sein; diesem Vortrage will nachgedacht sein. Er ging aus von einem feinen Verse Conrad Ferdinand Meyers über den römischen Brunnen, dessen Schalen auf einander angewiesen zugleich strömen und ruhen, geben und nehmen. Das letzte schwerste der Probleme bieten Armut und Reichtum; es gilt unnütze Armut, unnützen Reichtum zu überwinden. Ein Lutherbrunnen erwachse dem deutschen Volk aus Luthers Rat:

> Willst du etwas tun,
> So tu es nicht dir!
> Gibs frei dahin,
> Daß Andere sein genießen.

Den Vortrag für die große Hauptversammlung des Sonntags hielt das Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses Amtsgerichtsrat Lohmann aus Weilburg über die Vorbedingungen eines wahren konfessionellen Friedens. Diese glaubte er endlich dahin zusammenfassen zu sollen, daß:

1. Die Kirchenbehörden aller Instanzen in ihren Verfügungen und Erlassen sich jeder kränkenden Bezeichnung der anderen Religionsgemeinschaften, ihrer Stifter und großen Männer und ihrer Einrich-

tungen enthalten; ohne daß die Berufung auf das Gewohnheitsrecht des bekannten schmähenden Kurialstils irgend eine Ausnahme und Entschuldigung abgeben könnte.

2. Ausmerzung von Schmähworten aus Lehrbüchern der Gegenwart und Katechismen, die der gegenwärtigen Generation dienen.

3. Verzicht darauf, sich die Rechtsparität in einem modernen Staat mit Gewalt abringen zu lassen; freie Religionsübung für jedes Bekenntnis, das mit einem Kulturstaat überhaupt vereinbar ist. Der Verzicht, solche Staatsgesetze zu schelten oder für nichtig zu erklären.

4. Unterlassung von Wiedertaufen der zu einer anderen christlichen Kirche Uebertretenden.

5. Verzicht auf Proselytenmacherei durch gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Druck an Kranken und Sterbenden in den Anstalten der eigenen Konfession; Aufhebung aller Konvertitenstiftungen.

6. Widerstandslose Gewährung des ehrlichen Begräbnisses in der Reihe auch auf konfessionellen Kirchhöfen nach Maßgabe der Staatsgesetze.

Vorangegangen war diesem Vortrage eine Erinnerung an zwei ausgezeichnete Männer des Zentralvorstandes des Bundes, den Mitbegründer Senior DDr. Richard Bärwinkel in Erfurt und den Geheimen Kirchenrat D. Christian Friedrich Meyer in Zwickau, der der Hauptleiter der evangelischen Bewegung in Oesterreich, der volkstümlichste Mann des Bundes geworden war, Beide nun im Laufe des letzten Sommers abgerufen aus aller irdischen Arbeit, aber fortlebend in ihren Werken, wie der Superintendent Wächtler aus Halle das in Wehmut dankbar ausführte; weihevoller Quartettgesang ging seiner Gedächtnisrede voran und schloß sie ab. In dieser Versammlung war es auch, wo der um die ganze Tagung hochverdiente Führer des unermüdlichen Festkomitees Pfarrer Lic. Schnapp durch die Hand des bewährten Schatzmeisters des Evangelischen Bundes in Westfalen Heinrich Osthaus aus Minden dem Bundesdirektor eine Festgabe von 31 000 Mark überreichte. Das ist gewiß aller Ehren und alles Dankes wert. Aber wenn man liest, daß irgend Jemand 150 000 Mark für eine Volksbibliothek gestiftet hat, und bedenkt, daß in dem Vierteljahrhundert seit seinem Bestehen noch nie eine Hand dem Bunde eine Gabe von 100 000 Mark gestiftet hat, dann darf man sagen, daß er in seiner Bedeutung wenigstens von den begütertsten Protestanten noch nicht recht begriffen worden ist.

Wir schweigen der zum teil recht beachtenswerten Begrüßungen, um mit der Resolution zu schließen, die der frühere Vorsitzende des Bundes, Generalleutnant von Lessel, im Namen des Zentralvorstandes beantragte. Sein mächtiges Wort mochte als der Höhepunkt der Tagung gelten:

Auf dem Katholikentag in Mainz ist die Borromäus-Enzyklika mit ihrer Herabwürdigung der Helden und Völker der Reformation als eine „naturnotwendige", zur Erhaltung des Christentums nötige „apostolische Tat" eines im Dienst der Vorsehung stehenden Papstes gebilligt worden. Gegen diese friedenstörende Herausforderung erhebt die 24. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Dortmund zum Schutz der evangelischen Wahrheit, der protestantischen Ehre und des nationalen Friedens entschieden Einspruch. Der Evangelische Bund weiß sich frei von jeder Feindseligkeit gegen einen christlich empfindenden Katholizismus, muß aber nach solchen Vorkommnissen erneut zu festem Zusammenschluß aller Protestanten auffordern, weil nur so die Machtansprüche des Ultramontanismus und seiner politischen Vertretung niedergerungen, die Vorbedingungen eines wahren konfessionellen Friedens geschaffen und die unverletzlichen Grundlagen der deutschen Kultur erhalten werden können.

Hermens

Im Herzen von China

Schnell kam der Tag, wo auch Pinghsiang mit all seinen Eindrücken zu den vergangenen Bildern gehörte. Der Eisenbahnzug brachte uns zurück nach Chuchon. Dort mietete ich ein Boot, um den Siangfluß noch weiter nach Süden hinaufzufahren, tiefer ins Innere von Hunan hinein.

An dem westlichen Ufer des Siang-Flusses liegen zwei Berge, die mich anzogen. Der eine ist der Hêngshan, einer der fünf heiligen Gipfel des alten China, unter denen der Taishan der vornehmste ist. Der andere Berg, den ich besuchen wollte, ist der etwas südlicher als der Hêngshan gelegene Koulou fêng, merkwürdig dadurch, daß auf ihm das Original der sogenannten Steintafel des Yü gestanden haben soll an der Stelle, wo heute noch eine spätere Nachbildung steht.

Gemächlich wiegt sich das schwerfällige chinesische Boot auf den leicht plätschernden graugrünen Wassern des Siang. Das riesige Steuerruder quiekt und brummt bei jeder Bewegung. Der Wind hilft uns wenig; wenn er ganz einschläft (trotz des ermunternden Pfeifens, mit dem die Schiffer ihn zu wecken suchen), so muß mit Stangen gestoßen oder am Lande getreidelt werden. Die fünf Schiffsleute sind so immer an der Arbeit, tun das Ihre aber munter und willig, dabei mit einer Schweigsamkeit, die mir selten unter Chinesen begegnet ist. Wir zwei Passagiere nehmen die Mitte des Bootes ein, wo unter einem Bambusdach, grade hoch genug, daß man sich leidlich aufrichten kann, zwei Lagerstätten bereitet sind. Je eine Seitenplanke rechts und links haben wir herausnehmen lassen, sodaß die Luft durchstreichen kann und die Aussicht frei ist. Freundliche Ufer ziehen vorüber, grün, reich bebaut, hügelig, hin und wieder Dörfer oder einzelne Landhäuser, die auffallend schmuck und reinlich aussehen. Die Gehöfte haben hier einen festen, regelmäßig wiederkehrenden Baustil, den ich ähnlich schon früher in der Provinz Szuchuan beobachtete: von dem Mittelbau, der zurücktritt, gehen rechts und links unter rechtem Winkel zwei stark vorspringende Seitenflügel aus. Die Wirkung ist sehr malerisch, und ohne Frage ist die Anlage für den chinesischen Bauern sehr zweckentsprechend. Die Wände sind Fachwerk, oft hübsch bemalt.

Zwei Tage etwa fuhren wir so den Fluß hinauf. Dann war die Stadt Hêng shan hsien erreicht, der Ausgangspunkt für die Besteigung des Hêngshan. Hier trat das charakteristisch chinesische Beförderungsmittel, die Sänfte, in ihre Rechte. Denn da es brennender Hochsommer war, fühlten wir nicht den Ehrgeiz, den Weg zu Fuß machen zu müssen. Hat man eine Sänfte zur Verfügung, so kann man es sich mit dem Marschieren noch immer einrichten, wie man will. Am ersten Tage brachten uns unsere Träger bis nach einem Orte am Fuße des Gebirges, Nan yo miao geheißen. Das ist eigentlich die Bezeichnung eines Tempels, der den Mittelpunkt des Fleckens bildet, und zwar des Tempels, der der Gottheit des Hêngshan geweiht ist. Da letzterer nämlich unter den fünf heiligen Gipfeln (yo) der südliche (nan) ist, wird er gewöhnlich einfach Nan yo genannt, sein Tempel (miao) also Nan yo miao. Es war eine schöne und imponierende Anlage, ein weiter, stiller, von einer Mauer umzogener Bezirk, mit alten prächtigen Bäumen bestanden, auch blumenbunt, aus welchem der einfache, aber wuchtige und würdevolle Stil einzelner großer Tempelbauten hervortrat. Diese Bauten selbst wurden grade einer völligen Renovierung unterworfen, das Innere war daher gänzlich ausgeräumt und den Handwerkern preisgegeben. Die Arbeit an der Außenseite des Hauptgebäudes war schon nahezu fertig, sehr ansprechend, das Gebälk zum Teil in kräftiger Bemalung, die herumlaufende Steinbalustrade mit einer Fülle eigenartiger Skulpturen geschmückt. Die Schönheit dieses Neubaues reizte mich zum Photographieren; aber leider sind diese wie alle andern Bilder der Hunanreise verdorben: die Films haben der ungemein großen Hitze in Verbindung mit der Feuchtigkeit nicht standhalten können. — Der Ort Nan yo miao enthielt übrigens noch eins der bedeutendsten Buddhistenklöster, wenn nicht das bedeutendste der ganzen Provinz, dasjenige in welchem die Mönchsweihe für einen weiten Kreis umliegender Heiligtümer vorgenommen wurde. In einem anderen kleineren Buddhistenkloster blieben wir über Nacht.

Am andern Morgen ging es hinauf auf die Bergeshöhen.

Der Eindruck des Hêngshan ist von dem des Taishan, den ich früher zu schildern versuchte und mit dem ich natürlich unwillkürlich einen Vergleich anstellte, recht verschieden. Liest man auf dem Taishan gewissermaßen die ganze Geschichte Chinas in Monumenten und Inschriften eingegraben und hat er dadurch etwas Ruhmvolles, Vornehmes, Weltbekanntes, so liegt über dem Hêngshan ländliche Stille und Weltverlorenheit. Idyllisch wirkt er und redet in zarten, feinen Tönen. Als man diesen Berg einst zum heiligen Berge machte, da war diese ganze Gegend (das alte Vasallenreich Tschu) der äußerste Vorposten des Chinesentums nach Süden zu, und stark machte sich hier noch ganz andere Bevölkerung, fremdes Blut, Urbewohnerschaft

geltend, zwischen die die Chinesen sich hineindrängten. Noch heute kam mir ein Empfinden, als ob dieser Berg ein in ferne Grenzlande vorgeschobener Außenposten sei. Entrückt aus dem großen Getriebe und Verkehr liegt er da. Die Tempel, welche den Weg von unten bis oben hinauf begleiten, sind unansehnlich, oft verfallen, von wenigen buddhistischen oder taoistischen Mönchen bewohnt, halb oder drei Viertel Bauernhütten. Dagegen nimmt hier die Natur so recht das Wort, zwar nicht in überwältigend großen Gebilden, aber in einem anmutigen Reichtum des Schaffens, der lebhaft anspricht. Schon von der zweiten Hälfte der Steigung an, wo es steiler bergauf geht, entfaltet sich ringsum ein entzückendes Panorama von Hügeln, Wäldern und Gefilden, flußdurchströmt, das sich weitet und immer mehr weitet, bis man endlich auf dem höchsten Gipfel neben dem kleinen, ruinenhaften Heiligtum, das ihn krönt, eine endlose Welt von grünem Leben vor den Blicken ausgebreitet sieht. In gewaltigen Verschlingungen umkreist am Horizonte der Siang-Fluß das Ganze und hält es wie eine Mutter in seinen Armen. Ortschaften und einzelne Bauerngehöfte lugen aus den Waldungen und hinter Anhöhen hervor, scheu und bescheiden. Eine größere Stadt bemerkt man nicht, denn Hêng shan hsien am Siang-Flusse wird von einem Bergzuge verdeckt. Nur die Tempeldächer und niedrigen Wohnungen von Nan yo miao liegen zum Greifen klar unten im Tale.

Daß China von vornherein eine Bauernnation war (und im wesentlichen ist es immer dabei geblieben), kam einem auf dem Hêngshan recht zum Bewußtsein. Es war Bauernland, in dessen Mitte sich dieser heilige Berg erhob, auf dessen Scheitel man dankte für die Gaben des unerschöpflichen Bodens und ihre Beschirmung den oberen Mächten anbefahl. Leuchtend grüne Reisfelder schoben sich überall aus der Ebene noch hoch an den Berghängen empor, — der in ganz China berühmte Reis der Provinz Hunan, — und priesen die Nährkraft dieser Erde und den Fleiß der Besteller. Aehnlich mag das Bauernleben, dies gesundeste Urelement des Volkes, hier seit Jahrtausenden gehaust haben, seit den Tagen, da man die Urväter zuerst auf den Hêngshan als den Berg der Anbetung hinaufführte. Licht und Schatten sind über dies stille Dasein dahingegangen, so wie jetzt eben Sonnenschein und Wolkendunkel wechselnd über der weiten Landschaft liegen; aber zäh und gleichförmig hat sich darunter die eng beschränkte, fest gewurzelte Bauernkultur erhalten, die Felder berieselnd, pflügend und erntend, das Jahr nach Sonnenbahn und Mondeslauf teilend, die Hände in den ländlich einfachen Tempeln vor den mit Opfergaben besetzten Tischen erhebend zum „Juwelenherrscher“, zum „großen Uranfang“, zum „Vater Buddha“, im Grunde doch zu dem „unbekannten Gott“.

5

Wieder hörten wir zwei Tage lang das Wasser gegen die Planken unseres Bootes schlagen, sahen langgestreckte Flöße uns entgegen den Fluß hinabtreiben, beobachteten die Fischer, wie sie die Spinnengewebe ihrer großen Fangnetze in die Wellen hinabließen, oder die Herden am Ufer und die Treidler und die Feldarbeiter. Da tauchte am Nachmittage des zweiten Tages im Osten ein kräftiger Gebirgszug auf, sich in der Mitte zu einer markanten Höhe aufrichtend; das war der Kou lou fêng. Bei dem Orte Tschang mu ssu legte unser Boot an, und in der Frühe des nächsten Morgens trugen uns wieder die Sänften über Land, sodaß wir gegen Mittag den Gipfel erreichten. Man braucht nicht ganz bis zur höchsten Höhe hinauf; denn das Denkmal des Yü steht eine Strecke unterhalb in der Nähe eines ärmlichen taoistischen Klosters, in dem aber heute buddhistische Mönche leben. Von dem Kloster aus führt eine ziemlich steile Steintreppe zu einer von prächtigen alten Bäumen umkränzten Plattform hinauf. Dort stehen die Ruinen eines Tempels, der nach Inschriften zu schließen aus dem Anfang der jetzigen Dynastie stammt. Kaum die Mittelhalle bietet ihren Götterbildern (einer Mischung von Taoismus, Buddhismus und Staatsreligion) noch mühselig Dach und Fach; von dem Uebrigen muß man sagen: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.“ Vor diesen Mauertrümmern an der rechten Seite, wie es scheint ursprünglich in einem besonderen Höfchen des Tempels, jetzt aber ganz frei, steht mit dem Fuß in den Felsen eingelassen, aber schon schräg vornüber geneigt, als ob sie auch bald fallen würde, die Steintafel des Yü (Yü pei).

Die Wipfel der alten Bäume schüttelte ein schwüler Wind. Wolken zogen herauf und drohten mit Regen. Das Land in derselben Ueppigkeit des Wachstums wie es vom Hêngshan aus erschien, lag unter uns, still und wartend. Gebüsch und Gestrüpp umkroch die einsamen Trümmerhaufen hier, und nur Vogelstimmen und Insektensurren war ringsum hörbar. Aus dieser Umgebung heraus starrte uns das Rätsel der alten Inschrift an.

Ein Rätsel ist es. Soviel auch seit langer Zeit, besonders von chinesischen Gelehrten, über die Tafel des Yü geforscht und geschrieben ist, hat sich bis jetzt der Schleier, der darüber liegt, nicht lüften lassen. Der Tatbestand ist kurz dieser.

Weithin verstreut durch China, vor allem in der Umgebung des Yangtze-Tales (so bei Hangchou, bei Kinkiang, in Wuchang, bei Changsha, bei Ch'engtu, an zwei Orten der Provinz Yünnan), aber auch anderswo, z. B. bei Tsinanfu in Shantung und bei Hsinganfa in Shensi, haben sich Steintafeln gefunden, auf Bergen hingestellt, die alle offenbar einer Urinschrift nachgebildet sind, wenn auch in Kleinigkeiten variierend. Die Schriftzeichen selbst kann man bisher nicht entziffern. Sie weichen von den ältesten uns bekannten chinesischen Schriftzeichen völlig ab,*) machen aber doch wie jene den Eindruck einer Begriffszeichenschrift, nicht einer Silben- oder Buchstabenschrift. Chinesische Altertumsforschung hat diese Inschrift als eine Aufzeichnung des Kaisers Yü angesehen. Diese berühmte Persönlichkeit, mit zwei andern Kaisern, Yao und Shun, so ziemlich am Anfange der chinesischen Geschichte stehend, soll um 2300 v. Chr. gelebt haben und der Begründer der ersten chinesischen Dynastie, des sogenannten Hsia-Reiches, gewesen sein. Als die besondere Großtat des Yü wird bezeichnet, daß er — noch unter der Regierung des Shun, seines Vorgängers — zur Zeit einer großen Ueberflutung das Riesenwerk einer Regulierung der Wasserläufe fertig gebracht habe, sodaß das Volk gesichert leben und das Land bebauen konnte. Bei dieser seiner Arbeit soll er den Hêngshan besucht und dort geopfert haben. Es heißt auch, daß er auf dem Hêngshan ein goldenes Buch mit Edelsteinzeichen gefunden habe, das ihm die Gesetze der Wasserläufe offenbarte. Die Erinnerung an seine ewig wichtige und denkwürdige Tat habe er durch eine Inschrift auf einer Steintafel den künftigen Geschlechtern übermacht. Von dieser seiner Inschrift seien all die heute vorhandenen Steintafeln Kopieen; denn daß das Original heutzutage nicht mehr existiert, wird zugegeben.

Es muß späteren Forschungen vorbehalten bleiben, mehr Licht in dieses dunkle Problem hineinzutragen, wenn das überhaupt je gelingen wird. Vorläufig ist man auf Möglichkeiten angewiesen. Soviel ich sehe, sind deren vier.

Die erste ist, daß Yü, seine Tat und seine Inschrift historisch sind und wir wirklich einen alten Bericht vor uns haben. Derselbe wäre dann allerdings in einer Schrift abgefaßt, von der keine Brücke zu der sonst bekannten altchinesischen hinüberführt und in der uns auch weiter nicht ein einziges Dokument erhalten wäre. Eine zweite Möglichkeit ist, daß wir es mit einer Inschrift von „Ureinwohnern“ dieser Gegend zu tun haben, welche ein besonderes Schriftsystem besaßen (wie die Lolo in Westchina ein solches haben), und daß die Chinesen diese Tafel später künstlich mit dem Kaiser Yü in Verbindung brachten, weil die Ueberlieferung ihn in diese Gegenden versetzt. Drittens wäre möglich, daß es sich um eine Tafel mit Beschwörungszeichen handelt, die eben auch irrigerweise mit Yü verknüpft wäre. Viertens könnte das Ganze auch eine rein auf Phantasie und Betrug beruhende Fälschung eines Antiquitätenfexes sein. Das Für und Wider dieser Möglichkeiten abzuwägen ist hier

*) Als die älteste Probe chinesischer Schrift, die einigermaßen datierbar ist, muß man wohl die Inschrift der Bronzetrommeln (in Peking), den Bericht von dem Jagdzuge des Kaisers Hsüen, um 800 v. Chr., ansehen.

natürlich ausgeschlossen. Erwähnt möge noch werden, daß es allerdings eine chinesische „Entzifferung" der Inschrift gibt, welche darin eben einen Bericht des Yü von der Ausführung des kaiserlichen Befehls, die Wassernot zu bezwingen, wiederfindet, daß aber diese Lesung vollkommen willkürlich und unhaltbar ist.

Hat die Tafel des Yü einen historischen Grund, dann ist dieser Kou lou fêng hier die Stätte, wo in jenen länstvergangnen Zeiten ein Großer der damaligen Menschheit nach Vollendung eines Riesenwerkes gestanden hat in dem Bewußtsein, einem ganzen Volke die Grundlage gedeihlicher Existenz für lange Zukunft gegeben zu haben. Es wird sich um Erbauung von Deichen und Kanälen, um Bändigung wilder Wassergewalten gehandelt haben, die in der Tat für jene Alten noch wohl größere Bedeutung hatte als für uns heute die Anlegung von Eisenbahnen oder die Erfindung von Luftschiffen. Denn es war eben die reinste Lebensfrage.

Auch nur einen Hauch noch zu spüren vom Dasein eines solchen Menschen und eines solchen Werkes hat für mich etwas seltsam Bewegendes. Und an dieser Stelle spürte ich den Hauch.

* *

Als ob die Wasser Einspruch dagegen erheben wollten, daß sie gebändigt seien, überschütteten sie uns beim Herabsteigen vom Kou lou fêng mit endlosen Güssen vom Himmel herab. Pudelnaß kamen wir abends bei unserm Heim, dem Boote, wieder an, gewissermaßen vom Berge heruntergespült. Dennoch froh und dankbar für das Gesehene. Noch trug uns das Boot eine halbe Tagereise weiter den Fluß hinauf nach der Stadt Hêng chou fu, dem Mittelpunkte dieser Gegend. Dann wendeten wir uns. Schnell flogen wir nun auf den hochgeschwollenen Wogen des Siang abwärts, im Fluge noch einmal vorüberstreifend an all dem Gesehenen und es von ferne grüßend. In Changsha nahm uns das gastlich freundliche Dach wieder auf, unter dem wir schon auf der Hinreise Zuflucht gefunden hatten. Mit demselben Dampfer, der uns heraufgebracht hatte, kehrten wir nach Hankou zurück. Heinrich Hackmann

---

Verschiedenes

Gespräche Christi. Von Bernard Lucas. Aus dem Englischen von F. Siegmund-Schultze. Berlin, Mittler und Sohn 1910. 270 S. 3, gebunden 4 Mk.

In unsere Zeit, die vom Gerede und Gezänk um das Menschen- und Gotttum Jesu widerhallt, stellt sich dieses Buch wie eine klare und leuchtende Gewißheit. Es sind einige der Gespräche, die Christus mit Menschen verschiedenster Art gehalten und dadurch in sie die treibende Bewegung zum Ewigen gelegt hat. Er hat Gedanken in ihnen aufgeschreckt, die wie Feuer in das Leben dieser Menschen fallen und große Brände erregen, die Unedles verzehren und Edles läutern. Und wer von uns diese Flammen brennen sieht, der möchte herzueilen und auch hineingeben, was verzehrt und geläutert werden soll. Denn was Jesus damals mit irgend einem Menschen tat, das tut er heute ebenso: Neue Wege zeigt er aus qualvollen Verlorenheiten, neue Quellen zeigt er denen, die vor Mattigkeit nicht weiter können. Es ist immer noch viel Fragens im Lande. Vielleicht noch heißer, ringender, leidenschaftlicher heute, wo die Hämmer des Lebens ganz anders schlagen und dröhnen, als damals, wo enge, leise Stille die Seelen umspann. Und auch heute noch wollen die axthallenden und wieder Wurzeln schaffenden Worte Jesu die einzelnen Menschen zur Menschheit hinaufbringen, die ihr großes, aufbrausendes Leben nicht anders zu fassen weiß, als daß es den ewigen Dingen unaufhaltsam entgegenströmt. — Jesus wird in diesen Gesprächen zum Meister des Lebens, der für alle Geschehnisse das Band findet, das sie mit dem Jenseitigen verknüpft. Und was für Worte pflanzt er in die Herzen seiner Frager und Zuhörer! Neue, bisher nicht gehörte Worte voll mächtig werbender Liebeskraft, starke und herrliche Worte. Und Bilder von wunderbar leuchtender Tiefe und unantastbarer Gewißheit blühen herauf, in deren Mitte Jesus steht als wahrhaftiger Mensch, der alle Höhen und Tiefen kennt. Das wunderdurstige Volk seiner Tage mit all seinem blinden Willen steht vor uns auf. Aber Jesus weist ihre Selbstsucht zur Liebe, die phantastisch aufgeputzten Jenseitsträume in die Bahnen irdischer Pflicht; spitzfindige Fragen hinterlistiger Schriftweisen beantwortet er flügelweit hinaus über den ganzen Streitplunder; den Unsterblichkeitsgedanken gibt er Duft und Farbe wie von Lilien, daß sie weithin in die Lande strahlen und trösten. Und auf alle Fragen, die aus Sicherheit, Hochmut oder kummervollem Suchen heraus menschlich irrend gefragt werden, gibt er himmlisch zurechtweisende Antwort.

Das Buch von Bernard Lucas, dem englischen Prediger, hat in dem Potsdamer Pastor Siegmund-Schultze einen kenntnisreichen und begeistert eindringenden Uebersetzer gefunden. Die kurzen, pochenden, wie in Erz schreitenden Sätze reihen Weisheit an Weisheit. Und so entsteht Bild auf Bild voll lebendiger Kraft in Gestalt, Licht und Farbe. — Für alle, die ihn fragen wollen, wird Jesus hier Antwort haben, die dem Frager neue, große Gesetze zum Leben gibt.

Gustav Schüler

Kleine Mitteilungen. In voriger Nummer haben wir eine Parallele gezogen zwischen Theodor Kaftans Vorschlag einer Scheidung zwischen Altgläubigen und Liberalen und Foersters Plan einer Verfassungsänderung. Foerster möchte gern an diesem Orte festgestellt sehen, daß er die Differenz nicht für so groß halten kann und also mit jener Charakteristik nicht übereinstimmt, wie verschieden auch Kaftan und sein kirchliches Denken sonst sein möge. Dieser Wunsch Foersters ist uns wohl begreiflich, nachdem Kaftans eingehende Besprechung seines Entwurfs in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung erschienen ist. Wir hatten in Nr. 42 nur erst Kaftaus Schrift gegen Heydorn vor uns.

Nachdem wir die auffallenden Nachrichten von den Sympathien des Vatikans mit dem italienischen Kriege um Tripolis registrierten, sind wir schuldig, weiter zu berichten, daß zwar hohe römische Prälaten solche Gesinnung wiederholt bekundet haben, daß aber die offiziöse Sprache der Kurie jetzt anders lautet. „Die so unberaten sprechen" wie jene Prälaten — schreibt der Osservatore Romano — verstehen nicht, daß sie schwerwiegende religiöse Interessen innerhalb der Grenzen des ottomanischen Reiches kompromittieren, und daß sie dem Antiklerikalismus Wasser auf die Mühlen leiten." Ein sittliches Urteil über den Feldzug selber ist damit freilich nicht gewagt. Vgl. Kölnische Volkszeitung 897. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 27. Oktober 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Tolstois Christentum. Pfarrer Gutjahr.

Leipzig. Donnerstag 2. November bei Kitzing und Helbig Petersstraßenpassage: Das Problem der Lehrfreiheit. Pastor Hahne.

Lüttringhausen. Montag 30. Oktober 5¼ Uhr im Däringer Hof: Die Religion der Leichtmütigen nach William James. Pfarrer Ludwigs-Lüttringhausen. Gäste willkommen!

Nordhausen. Mittwoch 15. November ½4 Uhr in der Hoffnung: Der neue Glaube und die Lehre. Oberlehrer Paul-Nordhausen.

Wernigerode. Donnerstag 2. November 8 Uhr: Worum handelt es sich bei den religiösen und kirchlichen Streitfragen der Gegenwart? Pastor Wirth.

V. d. F. d. C. W.

Mitteilungen An die Freunde 38 erscheinen Ende dieser Woche.

Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt

1. Versammlung 8. November 1911 1 Uhr in Halle, Evangelisches Vereinshaus:

Prof. Eck (Gießen): **Gottes Persönlichkeit;**

Senior Bornemann (Frankfurt a. M.): **Die Kirche und die Kinder.**

Näheres durch Pastor Schinke, Halle a. S. Freiimfelderstraße 9.

Unser lieber Vater

Lehrer Adam Weinel

ist uns gestern nach einer schweren Operation durch einen jähen Tod entrissen worden.

Büdingen
den 17. Oktober 1911

Heinrich Weinel
Ada Weinel** geb. **Thönes

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 41 Rheinland und Westfalen 1910 — Die Anfänge der evangelischen Kirche in Deutsch-Südwestafrika — Aeußerungen des kirchlichen Lebens 1909 — Verschiedenes: Kuriosa vom romanischen Katholizismus — Fall Kraatz

Nr. 42. Juli bis September (Fortsetzung) — Aus Norwegen — Aeußerungen des kirchlichen Lebens 1909 (Schluß) — Der erste internationale Monistenkongreß — Rheinland und Westfalen 1910 (Schluß) — Verschiedenes: Der preußische Fahneneid

---

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von L. Fernbach
Bunzlau

Nr. 43. Von der Westfäl. Provinzialsynode — Jahnke, 36. Kongreß für Innere Mission — Aus Preußen: Die Berliner Generalsuperintendentur; Aus sieben Jahrzehnten; Fall Traub; Die Goslarer Beschlüsse; Generalsuperintendent der Provinz Westpreußen; Das Ende des Falles Kraatz; Fall Heydorn — Mancherlei: Notizen — Inserate

---

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Planos und Harmoniums zu vermieten.
Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle.
Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MUENCHEN

Soeben erschien der

Gesundbrunnen-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgegeben vom Dürerbunde
Mit einem farbigen Titelbilde v. Ludwig v. Zumbusch
und zahlreichen Textbildern. 224 Seiten.

Preis 60 Pf., bei Bezug von 50 Exemplaren ab je 50 Pf.

Auf knappem Raum bietet auch dieser Jahrgang wieder neben den üblichen Kalendernotizen eine Fülle von belehrenden, beratenden und anregenden Aufsätzen, die ihren Wert über das Kalenderjahr hinaus behalten und den Gesundbrunnen zum eisernen Bestand einer jeden, auch der billigsten Hausbücherei macht.

Die „Neuen Pfade zum alten Gott“

wollen in dieser religiös und kirchlich tiefbewegten Zeit eintreten für die unveräußerlichen Grundlagen der christlichen Welt- und Lebensauffassung, den Suchenden den Weg zu wahrer Religion und Sittlichkeit zeigen und aufrichtige Antwort geben auf alle modernen Zweifelsfragen.

Bis jetzt liegen folgende Bände vor:

1. **Gott**, warum wir bei ihm bleiben müssen. Von Karl König. Fein gebunden Mk. 2.—.
2. **Die Welt**, an sich — für mich. Von Ferdinand Gerstung. Mk. 2.—
3. **Der Mensch**, wie er sich selber findet. Von Carl Neumaerker. Mk. 2.—.
4. **Jesus**, wer er geschichtlich war. Von Arno Neumann. Mk. 3.20.
5. **Jesus**, was er uns heute ist. Von Alfred König. Mk. 2.—.
6. **Die Religion des Geistes**, wie der Gebildete denkend zu ihr Stellung nimmt. Von Dietrich Graue. Mk. 2.—.
7. **Du sollst**, Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung. II. Auflage. Von Leonhard Ragaz. Mk. 2.50,
8. **Beten und moderner Mensch sein**, Wie sich das beides zusammenreimt. Von Günther Wohlfahrt. Mk. 2.—.
9. **Persönliches Christentum**, das Eine, was uns not ist. Von Otto Hering. Mk. 2.—
10. **Das Opfer, das Grundgesetz der Welt**, Von F. Gerstung. Broschiert Mk. 1.20.
11. **Im Kampf um Gott und um das eigene Ich.** II. Auflage. Fein gebunden Mk. 1,50.

Urteil über die ganze Schriftenreihe: Diese Schriften sind wohl geeignet, unserer Zeit einen ähnlichen Dienst zu erweisen, wie vor hundert Jahren Schleiermachers „Reden über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern“.

Staatsanzeiger für Württemberg.

Vorzugsangebot: **Bis Weihnachten 1911 wird bei Bestellung beim Verlag die ganze Schriftenreihe für 17.— Mk. franko (anstatt 22.90 Mk.) geliefert.**

Bestellungen erbeten an den Verlag **F. Gerstung in Oßmannstedt** bei Weimar oder an den Protestantischen Schriftenvertrieb in Schöneberg (Berlin).

Der Dom

Segen und Lieder

Auswahl von **Martin Lang**

Fester Pappand Mk. 2.—,
Leder Mk. 3.50

„Da hat man nun endlich einmal alles zusammen, was von gotterfüllten Geistern gelungen worden ist, hoch über dem einzelnen Glaubensbekenntnis. . . .“

Die schönste Sammlung geistlicher Lieder von den alten Segen und den geistlichen Volksliedern bis zu Novalis.

Martin Mörikes Verlag München

Ein **20jähriger Franzose**, Abiturient, sucht **Stelle au Pair** (Verköstigung und Wohnung für französische Lektionen) in christlicher Familie. Anerbieten sind zu richten an Herrn **H. J. Wattelle, Lannoy** (Nord) France. Referenzen: Pasteur Dürrlemann, 27 rue des Arts, Roubaix; Pasteur E. Gounelle, 2 place Anvers, Paris.

Rom **Pension Hannover** Venti Settembre 4. Behagl Heim, beste Lage, gute Küche. Pension 6—8 Lire. Illust. Prospekt. Bes. **Paul Wacker**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Jatho und Harnack

Ihr Briefwechsel

Mit einem Geleitwort von

Martin Rade

8. 1911. Mk. 1.—

„Eines darfst du nicht verschenken, dein Selbst, dein Ich, den heiligen Dom.“

Gottfried Traub soll verurteilt werden

Das ist die Kunde, die man erwartete und doch zagend hoffte, nicht erleben zu müssen. Was wird nun werden? „Hinter Traub marschiert eine theologische Generation“ sagt Naumann. Wem daran liegt, diesem Bahnbrecher und Erstmenschen nahezukommen, den Mann in seiner ganzen Einfachheit und Güte lieb zu gewinnen, lese seine Andachtsbände „Aus suchender Seele“ (broschiert 3.50 Mk., gebunden 4 Mk.); „Gott und Welt“ (geb. 2 Mk., in Geschenkband 3 Mk.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen — eventuell von

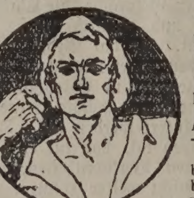
Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H. Berlin-Schöneberg

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Deutsche Roman-Zeitung und Romanbibliothek

49. Jahrgang

Geleitet von **Dr. Erich Janke**

Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 11, Anhaltstr. 11.

Der neue Jahrgang unserer seit 1864 erscheinenden, äußerst vornehm gehaltenen Familienwochenschrift beginnt am 1. Oktober.

Veröffentlicht werden zunächst; **„Licht in der Ferne“** Roman von Hans Werder. **„Stirb und Werde“** Roman von Arthur Brausewetter. **„Der Alltag des Lebens“** Roman von Else Rema. **„Nicola Nicolotti“** Roman von Wilhelm Arminius. Weitere Romane bekannter, gern gelesener Schriftsteller werden folgen

Das Beiblatt läßt sich die Pflege der **Novelle** und **Skizze**, sowie der **Lyrik** und **Kritik** angelegen sein. Alle **wichtigen Neuerscheinungen** der Literatur **werden sorgfältig besprochen.**

Preis vierteljährlich (13 Nummern) 3 Mk. 50 Pf.

Man verlange kostenlos Probenummern

Bleyle's

Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind gesundheitlich von höchstem Wert.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik

WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu ein Prospekt der Firma Hug & Co. in Leipzig über Harmoniums und andre Musikinstrumente